



Themenschwerpunkt „Schriftsteller im Ersten Weltkrieg“

**Nationale Identität und geistige Mobil-
machung in der französischen Kriegsliteratur
(1914–1918)**

Almut Lindner-Wirsching

**Deutsche und Französische Frontschriftsteller
des Ersten Weltkrieges (1914–1920), Versuch
einer Vergleichsstudie**

Nicolas Beaupré

**„Écrivains occupants“ und „pénétration
poétique“. Deutsche Schriftsteller und Künst-
ler in Belgien und den Niederlanden
1914–1918**

Ulrich Tiedau

**Kriegserfahrung und Kriegserzählung. Versuch
über den Kriegsroman der Weimarer Republik**

Matthias Schöning

**Dum-Dum-Geschosse aus Tinte. Der politische
Publizist Ludwig Stein und der Erste Weltkrieg**

Peter Hoeres

**Der öffentliche Diskurs über den U-Boot-Krieg
im Ersten Weltkrieg (Dissertation)**

Marcus A. König

**Rebirth of a Nation. Das Kino im amerikani-
schen Kriegsdiskurs**

Carsten Hennig



IMPRESSUM:

Abbildungsnachweise:

Titelseite: „An der Yser – Deutsche Stellung“, in: Wilhelm Reetz (Hrsg.), Eine ganze Welt gegen uns. Eine Geschichte des Weltkriegs in Bildern, Berlin 1934, S. 79.
 „Seite X“: Aus dem Werbeprospekt eines Baumarktes.

Der Arbeitskreis Militärgeschichte e.V. wurde 1995 mit dem Ziel gegründet, Forschung und Austausch auf dem Gebiet einer interdisziplinär angelegten und epochenübergreifenden Geschichte von Militär und Krieg zu fördern. Diese soll politik- und institutionsgeschichtlichen Ansätzen gegenüber ebenso offen sein wie wirtschafts- und sozialhistorischen oder kultur- und geschlechtergeschichtlichen Zugängen.

Der Arbeitskreis möchte zur Entwicklung dieses aktuellen und wichtigen Feldes der Geschichtswissenschaft beitragen, das an deutschsprachigen Universitäten institutionell kaum vertreten ist. Deshalb bietet der Arbeitskreis allen, die an den historischen Aspekten von Krieg und Militär von der Antike bis zum 21. Jahrhundert interessiert sind, ein Forum der Information und Kommunikation. Dieses Forum schafft er durch die regelmäßige Organisation von Workshops und Tagungen, durch die jährlich stattfindende Mitgliederversammlung, durch den dreimal im Jahr erscheinenden newsletter sowie durch seine Website und eine Informationsliste.

Der jährliche Mitgliedsbeitrag... beträgt derzeit € 25,00 für Studenten und Arbeitslose € 10,00. Ein Beitrittsformular kann bei der Geschäftsstelle angefordert werden.

Herausgeber des newsletter:
Arbeitskreis Militärgeschichte e. V.

Vorstand:

1. Vorsitzender: Prof. Dr. Stig Förster
 2. Vorsitzender: Prof. Dr. Gerd Krumeich
 Schatzmeister: PD Dr. Christian Koller
 Schriftleiterin: Prof. Dr. Karen Hagemann,
 Beisitzer: Dr. Gundula Bavendamm,
 Daniel Hohrath M. A., HD Dr. Sönke Neitzel
 Ehrenvorsitzender: Prof. Dr. Wilhelm Deist

Bankverbindung:

Postbank Karlsruhe
 BLZ 660 100 75
 Konto-Nr. 347373-755

Herstellung:

Arbeitskreis Militärgeschichte e.V. in Verbindung mit dem Historischen Seminar II der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf.

Bezug:

Der newsletter erscheint dreimal jährlich; Mitglieder des Arbeitskreises erhalten den newsletter kostenlos; Bezug durch den Arbeitskreis Militärgeschichte e. V. Preis je Heft € 10,- (inkl. Versand).

Verantwortliche Redakteure

Dr. Susanne Brandt: Unendliche Welten
 s.brandt@akmilitaergeschichte.de
 Daniel Hohrath M. A.: Wissenschaftl. Projekte
 d.hohrath@akmilitaergeschichte.de
 Dr. Stefan Kaufmann: Essays
 s.kaufmann@akmilitaergeschichte.de
 Richard Kühl:
 r.kuehl@akmilitaergeschichte.de
 Dr. Markus Pöhlmann: Institutionen
 m.poehlmann@akmilitaergeschichte.de
 Dr. Michael Sikora: Essays
 m.sikora@akmilitaergeschichte.de
 Ulrich Tiedau: Layout
 u.tiedau@akmilitaergeschichte.de
 Dr. Dierk Walter: Veranstaltungen
 d.walter@akmilitaergeschichte.de

© Arbeitskreis Militärgeschichte e. V.

Die Beiträge sind urheberrechtlich geschützt, die Verfasser für den Inhalt verantwortlich.

Beiträge, Tagungsberichte, öffentliche Aufrufe und Ankündigungen, Informationen über laufende Forschungsprojekte (v.a. Dissertationen und Habilitationen), geplante Tagungen, Ausstellungen, Forschungseinrichtungen, Calls for Papers etc. richten Sie bitte per E-Mail oder mit PC-kompatibler Diskette an die Redaktion unter der angegebenen Adresse.

Die Redaktion behält sich das Recht vor, Beiträge abzulehnen, geteilt abzudrucken oder in Vereinbarung mit dem/der Verfasser/in zu kürzen.

Arbeitskreis Militärgeschichte e. V.
 Geschäftsstelle/Redaktion newsletter
 Historisches Institut
 Universität Bern
 Langgäss-Str. 49
 CH-3000 Bern 9

E-Mail Geschäftsstelle: regina.zuercher@hist.unibe.ch
 E-Mail Redaktion: nlredaktion@akmilitaergeschichte.de
 Web: <http://www.akmilitaergeschichte.de>

Inhalt

Aus dem Arbeitskreis	5
Editorial	6
Nachruf auf Professor Dr. Wolfgang J. Mommsen	7

Themenschwerpunkt „Schriftsteller im Ersten Weltkrieg“

Essays

Nationale Identität und geistige Mobilmachung in der französischen Kriegsliteratur (1914–1918)	8
<i>Almut Lindner-Wirsching</i>	
Deutsche und Französische Frontschriftsteller des Ersten Weltkrieges (1914–1920), Versuch einer Vergleichstudie	14
<i>Nicolas Beaupré</i>	
„Écrivains occupants“ und „pénétration poétique“. Deutsche Schriftsteller und Künstler in Belgien und den Niederlanden 1914–1918	17
<i>Ulrich Tiedau</i>	
Kriegserfahrung und Kriegserzählung. Versuch über den Kriegsroman der Weimarer Republik	22
<i>Matthias Schöning</i>	
Dum-Dum-Geschosse aus Tinte. Der politische Publizist Ludwig Stein und der Erste Weltkrieg	25
<i>Peter Hoeres</i>	

Wissenschaftliche Projekte

„... verfallen mit Haut und Haar“? NS-Elite und Hitler (Dissertation)	30
<i>Karl-Günter Zelle</i>	
Der öffentliche Diskurs über den U-Boot-Krieg im Ersten Weltkrieg (Dissertation)	32
<i>Marcus A. König</i>	

Historische Orte, Institutionen und Forschungsbereiche

Landeszeughaus Graz	34
<i>Leopold Toifl</i>	
Das Deutsche Panzermuseum Munster	34
<i>Ralf Raths</i>	

Unendliche Welten

Rebirth of a Nation. Das Kino im amerikanischen Kriegsdiskurs	37
<i>Carsten Hennig</i>	

Tagungs- und Ausstellungsberichte

Erster Weltkrieg – Ereignis und Erinnerung. Internationales öffentliches Symposium aus Anlass der Eröffnung der Ausstellung des Deutschen Historischen Museums Berlin im Zeughauskino, 13.–15. Mai 2004	41
<i>Richard Kühl</i>	

Zur Geschichte des militärischen Denkens vom späten Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert. Workshop des Arbeitskreises Militärgeschichte in Kooperation mit der Universitätsbibliothek Stuttgart und dem Wehrgeschichtlichen Museum Rastatt, Stuttgart 29./30. April 2004 <i>Markus Pöhlmann</i>	47
Kriegsbegründungen in der Geschichte. Strategien der Legitimierung und Legalisierung militärischer Gewalt. Tagung im Deutschen Bundestag, Berlin, 30./31. Januar 2004 <i>Stefanie van de Kerkhof</i>	49
Die Ausstellung „Der Weltkrieg 1914- 18. Ereignis und Erinnerung“ im Deutschen Historischen Museum in Berlin (13. Mai bis 15. August 2004) <i>Michael J. Toenissen</i>	53
„Zerreißprobe Frieden“. Baden-Württemberg und der NATO-Doppelbeschuß. Eine Sonderausstellung im Haus der Geschichte Baden-Württemberg <i>Winfried Mönch</i>	56
Tagungsankündigungen / Ausstellungen / Calls for Papers	
Genocides: Forms, Causes and Consequences. The Herero-War (1904–08) in historical perspective. Berlin, 13.-15.01.2005	60
Call for Papers: Der Erste Weltkrieg im Alpenraum. Erfahrung – Erinnerung – Wirkung. Bozen, 28.-30. April 2005, Veranstalter: Südtiroler Landesarchiv, Arbeitsgruppe Regionalgeschichte/ Gruppo di ricerca per la storia regionale in Verbindung mit dem Institut für Geschichte der Universität Innsbruck, Deadline f. Call for paper: 22.10.2004	61
Call for Proposals: Workshops zur Geschichte von Militär und Krieg	63
Ausschreibung	
Werner-Hahlweg-Preis 2006 für Militärgeschichte und Wehrwissenschaften	64

Aus dem Arbeitskreis

Liebe Mitglieder,

der Sommer ist vorüber, für die einen war er hoffentlich erholsam, für die anderen produktiv oder im idealen Falle beides. Auch in der ersten Jahreshälfte 2004 hat sich wieder einmal einiges auf dem Feld der Militärgeschichte getan, und in den meisten Fällen waren Mitglieder unseres Arbeitskreises daran beteiligt.

Der erste Workshop des AKM, „Zur Geschichte des militärischen Denkens“, hat Ende April in Stuttgart stattgefunden und war ein voller Erfolg (soweit ich das in diesem Falle als Veranstalter behaupten darf). Der zweite Workshop, „Möglichkeiten und Probleme der computergestützten Datengewinnung, -aufbereitung und -auswertung in der Militärgeschichtsiographie“ wird am 24./25. September in Aachen stattfinden. Die beiden Veranstaltungen, der eine mit einer mehr theoretischen, der andere mit methodisch-praktischer Ausrichtung, zeigen die Bandbreite dessen, was der AKM als Werkstattgespräche neben den großen Jahrestagungen fördern möchte. Der Schlußtermin für die Beantragung von Workshops für 2005 ist der 30. November 2004, alle Mitglieder sind herzlich aufgefordert, ihre Konzepte vorzuschlagen (bitte direkt an PD Dr. Sönke Neitzel, sneitzel@mail.uni-mainz.de).

Der Erste Weltkrieg dominiert derzeit das öffentliche Interesse, wie es bisher nur selten ein Thema der Militärgeschichte vor 1939 getan hat. Neben der Ausstellung des Deutschen Historischen Museums in Berlin fanden und finden mehrere Tagungen statt, Fernsehdokumentationen verschiedenster Qualität sowie jede Menge Publikationen und Artikel rücken pünktlich zum 90jährigen Jubiläum die „Jahrhundertkatastrophe“ in den Blick, manchmal frisch und erhellend, nicht selten freilich auch redundant und eher vernebelnd. Auch dieses Heft des newsletter widmet sich schwerpunktmäßig neuen Forschungen und Berichten zum Ersten Weltkrieg. Es steht zu hoffen, dass die Bedeutung von Militärgeschichte und die Bandbreite der einschlägigen Forschungen weiter ins allgemeine Bewusstsein rücken und damit unserem gemeinsamen Interessengebiet weiter sowohl ideell als auch – das muss man ja

nun heute stets erwähnen – materiell zu Gute kommen.

Als Frühneuzeitler sei mir auch gestattet, an die Jubiläen des wohl wirklich ersten Weltkrieges, nämlich des Spanischen Erbfolgekrieges (1701–1713) zu erinnern, der ebenfalls Aufmerksamkeit verdient hat. Die Ausstellung über die Schlacht von Höchstädt/Blenheim 1704 im Schloss Höchstädt an der Donau (noch bis zum 7. November und durchaus sehenswert) stellt hier gewiss erst den Anfang dar.

Unsere Jahrestagung 2004 „Militärische Helden/Helden im Krieg“ wird, wie schon allgemein bekannt, am 11./12. Dezember 2004 in Düsseldorf stattfinden.

Geändert haben sich die Planungen für die nächsten Jahre: Im Herbst 2005 wird es, anders als im letzten NL angekündigt, eine Jahrestagung in Mainz unter dem Rahmenthema „Kriegsgreuel“ geben, die federführend von Sönke Neitzel organisiert werden wird. Eine gemeinsame Tagung mit dem AK Friedensforschung, dem Militärgeschichtlichen Forschungsamt und dem Hamburger Institut für Sozialforschung unter der Leitfrage nach der „Privatisierung des Krieges“ befindet sich für das Frühjahr 2006 in der Planung.

Für die Außenwerbung unseres Arbeitskreises stehen jetzt neue Flyer in deutscher und englischer Sprache zur Verfügung, die in der erforderlichen Anzahl bei Regina Zürcher in der Geschäftsstelle des AKM an der Uni Bern kostenlos bestellt werden können. Alle Mitglieder können zur Bekanntheit des AKM beitragen, wenn sie Flyer auf einschlägige Veranstaltungen mitnehmen und an interessierte Kommilitonen und Bekannte weitergeben. An ernsthafte Interessenten werden auch gern Probehefte des newsletter abgegeben (bitte bei der Redaktion anfordern). Im Laufe des Herbstes soll außerdem die Website des Arbeitskreises neu gestaltet werden.

Sie sehen also, es tut sich einiges. Namens des gesamten Vorstands wünsche ich Ihnen gute Herbsttage.

Mit herzlichen Grüßen,

Ihr Daniel Hohrath

P.S.: Die erste Regionalgruppe des AKM zum engeren Austausch der Mitglieder wurde Ende des vergangenen Jahres in Stuttgart gegründet, und es haben sich ihr bereits zahlreiche Interessenten angeschlossen. Da Markus Pöhlmann

nach München gezogen ist, hat Winfried Mönch die Koordination übernommen (Dr. Winfried Mönch, Schurwaldstr. 76, 70186 Stuttgart, E-Mail: winfried.moench@web.de)

Editorial

Liebe Leser des newsletters,

wir legen mit dieser Ausgabe des newsletters erstmals ein Themenheft vor, zunächst angestoßen von dem Zufall, dass wir Essays zu dem Thema „Schriftsteller und Erster Weltkrieg“ angeboten bekamen und gleichzeitig (nicht zuletzt aus den Reihen der Redakteure) auf neue Bücher zum Thema aufmerksam wurden. Im Fall von Nicolas Beaupré und Almut Lindner-Wirsching sind sogar zwei Dissertationen zu einem Thema in zwei Ländern zeitgleich entstanden.

Wir sind sehr gespannt auf Ihre Resonanz und planen in lockerer Folge weitere Schwerpunktheft. Wie immer nehmen wir dabei gerne Ideen und Vorschläge unserer Leser auf.

Außerdem muss die Redaktion ab der nächsten Ausgabe ohne Dierk Walter auskommen, der aber dem newsletter (das hat er verspro-

chen) als Beiträger und für die Betreuung der Website weiterhin zur Verfügung stehen wird. Dierk Walter hat mit seinem knochentrockenen Humor viele Redaktionssitzungen bereichert, mit seinem Wissen etliche Beiträge kompetent und kritisch überarbeitet und last but not least ist es ihm wie keinem anderen gelungen, den newsletter *planmäßig* auf den Weg zu den Lesern zu bringen. (Dafür an dieser Stelle unser Dank!) Insofern ist Dierks Ausscheiden aus der Redaktion ein echter Verlust, weil er nicht ersetzt werden kann. Das Ressort Tagungen wird ab der nächsten Ausgabe ebenso engagiert Richard Kühl betreuen, der den Lesern bereits durch einige Beiträge vertraut ist.

Viel Vergnügen bei der Lektüre des „neuen“ newsletters wünscht Ihnen – im Namen der gesamten Redaktion

Susanne Brandt

Nachruf auf Professor Dr. Wolfgang J. Mommsen

Wolfgang J. Mommsen ist im Alter von 73 Jahren bei einem Badeunfall in der Ostsee plötzlich verstorben. Wir alle trauern um ihn, war er doch unserem Arbeitskreis in vielfacher Weise verbunden. Viele Mitglieder des Arbeitskreises können sich direkt oder indirekt als seine Schüler bezeichnen. Vor allem aber hat Mommsens wissenschaftliches Lebenswerk großen Einfluss auf die Geschichtswissenschaft im Allgemeinen und auf die Militärgeschichte im Besonderen genommen.

Mommsen war ein herausragender Vertreter jener Generation von Historikern, die seit den 1960er Jahren entscheidend zur Modernisierung der westdeutschen Geschichtswissenschaft beitrug. Durch die Übernahme sozialwissenschaftlicher Ansätze wurden der Geschichtswissenschaft neue Perspektiven eröffnet. Die westdeutsche Historikervereinigung konnte auf diese Weise international Anschluss halten. Mit all dem wurden die Grundlagen dafür geschaffen, in vielen Bereichen der Geschichtswissenschaft neue Wege zu gehen. Auch die Militärgeschichte hat davon sehr profitiert. Die neue Militärgeschichte, der sich unser Arbeitskreis verpflichtet fühlt, basiert zu einem großen Teil auf den Innovationsleistungen dieser Generation.

Über mehr als vier Jahrzehnte hinweg stand Wolfgang J. Mommsen an vorderster Front der „Zunft“. Mit seiner bahnbrechenden Dissertation über Max Weber leistete er einen wesentlichen Beitrag zur Innovation der Geschichtswissenschaft und zur sozialhistorischen Wende der 60er und 70er Jahre. Bis zum Schluss zählte er zu den wichtigsten Weber-Forschern. Nach seiner Berufung zum Professor wurde sein Lehrstuhl an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf zu einer wahren Kaderschmiede für eine moderne Geschichtswissenschaft. Dort wurden immer neue Generationen von Historikerinnen und Historikern ausgebildet, von denen erstaunlich viele Karriere machten. Zwei seiner Schüler zählen zu den Mitbegründern unseres Arbeitskreises und sind Mitglied im Vorstand.

Als Vorsitzender des „Verbandes der Historiker Deutschlands“, wie diese Organisation damals noch hieß, hat Mommsen so manche wichtige Initiative angestoßen und auch institutionell in Richtung auf Innovation gewirkt.

Zudem hat Wolfgang J. Mommsen weit über die Grenzen Westdeutschlands hinaus gewirkt. Auch wenn er den Kommunismus strikt ablehnte, so zählte er doch zum kleinen Kreis der Mutigen, die schon Mitte der 60er Jahre Kontakt zu den aufgeschlossenen Kollegen der „anderen Seite“ suchten. Diesen Kontakt zu Kolleginnen und Kollegen in der DDR hat er nie abreißen lassen, auch nicht nach 1989. Mommsen saß in vielen internationalen Gremien und wurde im Ausland häufig als ein Aushängeschild der westdeutschen Geschichtswissenschaft betrachtet. Besondere Verdienste erwarb er sich beim Aufbau des Deutschen Historischen Instituts in London, wo er als langjähriger Direktor viele Freunde und Bewunderer in der britischen Geschichtswissenschaft gewann. Manch inzwischen berühmter britische Kollege verdankt Mommsen wertvolle Anstöße. Nebenher startete Mommsen in London wichtige Projekte und bildete wissenschaftlichen Nachwuchs aus.

Als Kind der Nazi-Zeit war Mommsen die Militärgeschichte lange Zeit suspekt. Umso erstaunter war er, als einige seiner Schüler sich ausgerechnet auf dieses Spezialgebiet zu konzentrieren begannen. Doch er war wie immer bereit, mitzudiskutieren und zu helfen. In den letzten Jahren seines Lebens hat er sogar selbst intensiv über den Ersten Weltkrieg gearbeitet. Deshalb auch verfolgte er das Gedeihen unseres Arbeitskreises mit großem Interesse und war immer bereit, mitzudiskutieren und zu helfen.

Es ist allzu schade, dass wir in Zukunft auf seinen Rat verzichten müssen. Aber wir werden sein Andenken bewahren.

Für den Vorstand

Stig Förster

ESSAYS

Nationale Identität und geistige Mobilmachung in der französischen Kriegsliteratur (1914–1918)

von Almut Lindner-Wirsching

Michael Jeismann machte mit seinem 1992 erschienenen Buch *Das Vaterland der Feinde* die These populär, dass nationale Identität sowohl in Frankreich als auch in Deutschland in erster Linie durch Krieg und nationale Feindschaft konstituiert worden sei. Die drei von ihm untersuchten deutsch-französischen Kriege zwischen 1792 und 1918 hätten auf beiden Seiten des Rheins als Katalysatoren des Nationalgefühls und seiner spezifischen Ausprägung gedient. Die These von der „Konstitution des Volkes durch seine Feinde“ und von der „Zusammengehörigkeit von Nation und Krieg“ wurde in Anlehnung an Jeismann auch von anderen deutschen Nationalismusforschern wie Dieter Langewiesche, Norbert Elias und Lutz Hoffmann vertreten.

Die von der Nationalismusforschung zu Unrecht vernachlässigte Erzählliteratur wurde bisher hauptsächlich unter motivgeschichtlichen Fragestellungen und im Hinblick auf die Haltung der Schriftsteller zum Krieg untersucht. Dabei hat sich in der Literaturwissenschaft die Auffassung von einer Zweiteilung der französischen Kriegsliteratur durchgesetzt: auf der einen Seite die nationalistischen Propagandisten des Hinterlandes, die hinter ihren Schreibtischen den Heldentod fürs Vaterland verherrlichten, auf der anderen die unmittelbaren Kriegsteilnehmer, die so genannten *‘écrivains combattants’*, denen es unter Verzicht auf chauvinistische Rhetorik um die Schilderung des „wahren“ Krieges gegangen sei.

Eine genaue Analyse repräsentativer französischer Kriegsromane aus der Zeit des Ersten Weltkrieges lässt jedoch beide Thesen in einem anderen Licht erscheinen.¹

Was die These des Zusammenhangs von nationaler Identitätsstiftung, Krieg und Feindbild angeht, ist sicherlich zunächst einmal richtig, dass nationale Identitäten in Kriegszeiten in enormer Weise mobilisiert werden. So spiegelt sich in den Nationenkonzepten der untersuchten Schriftsteller die Wahrnehmung einer unmittelbar in ihrer Existenz bedrohten Nation. Bei Zivilisten wie Soldaten, Männern wie Frauen war eine starke Identifikation mit den Kriegsanstrengungen der eigenen Nation zu

beobachten. Man verteidigte ein nicht näher spezifiziertes Frankreich, das politisch ganz Unterschiedliches bedeuten konnte, auch wenn die Republik als Staatsform nicht grundsätzlich in Frage gestellt wurde. Ernest Renans voluntative Begründung der Nation als willentlicher Zusammenschluss von Individuen zu einer politisch-ideellen Gesellschaft trat fast vollständig hinter dem Barrèsschen Konzept einer historisch gewachsenen Gemeinschaft zurück. Bezeichnend war hier die Vorstellung von der Nation als Familie, die ein Spezifikum der weiblichen Schriftsteller war. Nationale Zugehörigkeit war in ihren Augen durch Abstammung und Verwandtschaft bestimmt – durch Kriterien also, die sich bewusster Wahl entziehen.

Allerdings zeigt eine eingehende Inhaltsanalyse der Texte, dass die Rolle des Feindbildes für die Identitätskonstruktion relativiert werden muss. Selbst während dieser extremen Form nationalstaatlicher Auseinandersetzung kam „positiven Kristallisationspunkten“ nationaler Identität, die anknüpfend an Pierre Noras *‘lieux de mémoire’* in historischen und kulturellen Traditionen, Werten und Symbolen auszumachen sind, eine mindestens ebenso wichtige Funktion für die Konstitution des nationalen Selbstverständnisses zu wie nationalen Feindbildern. In der Architektur der meisten Romane nahm der „innere“ Identitätsdiskurs deutlich mehr Raum ein als das Feindbild. Die Tatsache, dass Frankreich von Deutschland angegriffen worden war, reichte offensichtlich nicht aus, um Krieg und Leiden einen Sinn zu geben. Die Auseinandersetzung mit der Frage: *‘Wofür kämpfen wir?’* hatte für die Autoren erheblich größeres Gewicht als die Frage: *‘Gegen wen?’* Dies galt auch auf innerfranzösischer Ebene: Im Vordergrund standen die positiven Kristallisationspunkte nationaler Identität, während die Bekämpfung des „inneren“ Feindes, auch des sozialen oder politischen Feindes, entweder durch den Kriegsausbruch obsolet geworden war oder aber auf die Nachkriegszeit vertagt wurde.

Anknüpfend an die von Staatspräsident Poincaré proklamierte *‘Union sacrée’* suchten die Schriftsteller nach übergeordneten Gemein-

samkeiten, mit denen sich jeder Franzose identifizieren konnte. Der kleinste gemeinsame Nenner war ein betont territoriales Nationenkonzept: Es herrschte ein Quasi-Konsens über die Notwendigkeit der Landesverteidigung und über das Territorium als konstitutives Element der Nation. Die so häufig wiederkehrenden Begriffe „terre“ und „sol“ waren allerdings bei den einzelnen Autoren ganz unterschiedlich konnotiert. Während in Henri Barbusses berühmtem Roman *Le Feu* (1916) die Wahrung nationaler Souveränität im Vordergrund stand, knüpfte Adrien Bertrand, der in *L'Appel du sol* (1916) den besonderen Bezug zum Boden des Vaterlandes glorifizierte, an Barrès' Idee von der Erde und den Toten an. Der Versuch, „les deux France“ in Einklang zu bringen, kam auf literarischer Ebene in gegensätzlichen Freundespaaren und herausragenden Einzelgestalten zum Ausdruck, die die innenpolitischen und sozialen Gegensätze in einer harmonischen Synthese aufhoben. Die Verteidigung der territorialen Integrität und der nationalen Souveränität Frankreichs gegen den deutschen Aggressor hatte auch bei einem Schriftsteller wie Barbusse, der dem pazifistischen Internationalismus zugerechnet wird, absolute Priorität vor allen anderen politischen Zielen. Der französische Sieg war die unabdingbare Voraussetzung für den Kampf gegen Krieg und soziale Ungerechtigkeit.

Zum nationalen Territorium traten der Bezug auf die Französische Revolution und die Revolutionskriege sowie der Bezug auf Frankreichs Rolle als „älteste Tochter der Kirche“ in Symbolik und Vokabular als weitere identitätskonstituierende Elemente hinzu. Die Anknüpfung an die „levée en masse“ von 1793 und der Vergleich der „poilus“ des Ersten Weltkrieges mit den Soldaten der Revolutionsheere findet sich bei so unterschiedlichen Autoren wie Maurice Barrès und Gabriel-Tristan Franconi, die dem rechten bis rechtsextremen Spektrum zuzurechnen sind, bei Marcelle Tinayre, die Anfang des 20. Jahrhunderts zu den ersten feministischen Autorinnen zählte, und bei Autoren wie Barbusse, Romain Rolland und Léon Werth, die als Vertreter des pazifistischen Internationalismus gelten. Der Protagonist aus Werths Roman *Clavel soldat* (1919) etwa zieht als „soldat de l'an II“ in den Krieg, um den deutschen Militarismus zu bekämpfen. Barbus-

se begriff den Krieg darüber hinaus als Fortsetzung und Vollendung der Französischen Revolution. Je nach politischer Zugehörigkeit legten die Schriftsteller die Betonung entweder auf den patriotischen Elan der französischen Soldaten oder aber auf deren Rolle als Verteidiger der durch Frankreich verkörperten republikanischen Ideale. Das Verbindende blieb die aus der revolutionären Tradition Frankreichs hergeleitete universalistische Mission der französischen Soldaten.

Ähnlich zeigte auch der Rückgriff auf christliche Symbole und biblische Bilder bei Schriftstellern ganz unterschiedlicher politischer Couleur, dass das Christentum selbst nach der Trennung von Staat und Kirche die gemeinsame Referenz der „deux France“ blieb. Wie der Revolutionsmythos lieferte es offensichtlich ein kollektives Reservoir an Deutungsmustern, das die literarische Darstellung bestimmte, auch wenn die Autoren dem Bildmaterial ganz unterschiedliche Bedeutungsnuancen zuschrieben. Bei Barbusse beispielsweise wurden die französischen Soldaten mit Christus oder mit Märtyrern parallelisiert, die ihr Leben für die Erlösung der Menschheit vom Krieg opferten. Diese Sakralisierung des Soldatentodes und die Verwendung religiöser Metaphern in der Kriegsliteratur sind zwar kein französisches Spezifikum, aber die auffallende Dichte religiöser Bilder in den französischen Kriegsdarstellungen stellte doch einen wesentlichen Unterschied zur deutschen Kriegsliteratur aus der gleichen Zeit dar.

Das Feindbild trug in den analysierten Texten, die sämtlich noch vor dem Friedensvertrag erschienen, in erster Linie zur Selbstrechtfertigung und Selbstvergewisserung des eigenen Handelns bei. Es bestätigte in erster Linie die Gerechtigkeit der französischen Sache. Es sollte einerseits Aggressionshemmungen wie Mitleid und Schuldgefühle abbauen und Gewaltanwendung rechtfertigen. Andererseits stärkte es den Zusammenhalt, indem es einen positiven Innenbereich von einem negativen Außenbereich abgrenzte. So wurde der Feind etwa als Kriegsschuldiger, als Barbar, als politisch rückständig, als Kranker oder Krankheitserreger, als Tier oder als Verkörperung des Bösen beschrieben. Diese Feindbilder sind aber, wie die jüngste Vergangenheit gezeigt hat, sozusagen „archetypische Feindbilder“, die sich in ganz un-

terschiedlichen historischen Kontexten auf nahezu beliebige Gegner, seien es politische, soziale oder nationale Feinde, anwenden lassen.² Letztlich sind es weniger die Eigenschaftszuschreibungen selbst als vielmehr die Kombination bestimmter Stereotypen, die ein konkretes nationales Feindbild ausmachen.

Das Feindbild der Frontschriftsteller wies insgesamt eine größere Bandbreite und ein höheres Maß an Differenzierungen auf als dasjenige der zivilen Schriftsteller. Einige *‘écrivains combattants’* äußerten Gefühle des Mitleids oder der Sympathie mit dem Feind,³ aber es finden sich auch Feindbilder, die genauso aggressiv und abwertend sind wie diejenigen der Zivilisten. Auch das Bewusstsein geteilten Leides schloss Gefühle der Feindseligkeit nicht aus. Selbst bei Autoren wie Barbusse und Maurice Genevoix, die gegen den Verdacht des Chauvinismus erhaben sind, finden sich Passagen über die Lust am Töten und die Genugtuung über den getöteten Feind, der in erster Linie als Bedrohung wahrgenommen wurde. Den Feind als Leidensgenossen darzustellen, bedeutete keineswegs, ihn als Aggressor zu entschuldigen.

Dem Feindbild kam in der französischen Erzählliteratur vor allem eine integrierende Funktion für die nationale Identität zu. Feindbild und äußere Bedrohung machten Einheit und Zusammengehörigkeit bewusst und verstärkten ein bereits vorhandenes Nationalbewusstsein. Das französische Selbstbild wurde jedoch nicht einfach auf der Negativfolie des deutschen Feindbildes entworfen. Auf die feindliche Nation ließ sich zwar all das projizieren, was man selbst nicht sein wollte, aber der Umkehrschluss gilt nicht. Das, was eine Nation ausmacht, ergibt sich nicht nur durch den Vergleich mit anderen, sondern beruht auch auf einem Inventar an „positiven Integrationsfaktoren“ wie historischen und politischen Traditionen, Werten und Deutungsmustern, das sich durch mehr oder weniger bewusste Auswahl herausgebildet hat.

Auch die These von der Zweiteilung der französischen Kriegsliteratur hält einer kritischen Prüfung nicht stand. Eine genaue Lektüre zeigt, dass die geistige Mobilmachung keine Besonderheit der Heimatfront war.⁴ Die Frontschriftsteller gehörten ebenso wie die Zivilisten zur *„Armée de la plume“*, der *„Armee der*

Schreibfedern“. Die Unterschiede zwischen den beiden Gruppen waren eher gradueller als prinzipieller Natur. Die Entscheidung, während des Konflikts zu veröffentlichen, hieß gleichzeitig, den Krieg im literarischen Werk sinnstiftend zu deuten und zu rechtfertigen. Die besondere Präsenz der französischen Frontschriftsteller im öffentlichen Raum ist in erster Linie aus der Rezeptionsgeschichte her zu verstehen, die nicht nur vom Wandel der Publikumserwartungen, sondern auch durch die Selbstdarstellung der Frontschriftsteller beeinflusst wurde.

Der Erfahrungshorizont der Schriftsteller war natürlich sehr unterschiedlich, je nachdem, ob sie den Krieg als Zivilisten oder als Soldaten erlebten, ob sie in einer exponierten Armeeeinheit an der Front oder in den Generalstabsbüros im Hinterland eingesetzt waren und wann und wie lange sie Kriegsdienst leisteten. Die Frontschriftsteller, unter denen auffallend viele Kriegsfreiwillige waren, fanden in der Regel erst im Lazarett oder nach ihrer Ausmusterung die Muße zum Schreiben. Viele griffen dabei auf Tagebücher und Notizen zurück, die sie an der Front gemacht hatten. Während die Zivilisten in der Regel bekannte Schriftsteller waren, die sich verpflichtet fühlten, ihre normale schriftstellerische Arbeit zu unterbrechen und literarisch Stellung zum Krieg zu nehmen, bedeutete die Veröffentlichung des ersten Kriegsromans für fast alle Frontkämpfer entweder den Beginn ihrer schriftstellerischen Karriere (Genevoix, Pierre Chaine, André Maurois, Roland Dorgelès) oder den endgültigen literarischen Durchbruch (René Benjamin, Barbusse, Georges Duhamel, Werth). Drei von ihnen (Bertrand, Franconi, Jean des Vignes Rouges) sind überhaupt nur als Verfasser von Kriegsromanen bekannt geworden.

Die Frontschriftsteller selbst sahen die Aufgaben der Kriegsliteratur in den auf den ersten Blick widersprüchlichen Funktionen des Erinnerns und Vergessens. Viele Frontkämpfer schrieben, um unermessliches Leid vor dem Vergessen zu bewahren und damit dem Opfer einen Sinn zu geben. Einige glaubten, durch besonders realistische oder drastische Schilderungen der Gräuel des Krieges weitere Kriege verhindern zu können. Andererseits bot ihnen das Schreiben auch eine Möglichkeit zur Flucht aus

der Wirklichkeit und half ihnen bei der Bewältigung einer traumatischen Erfahrung.

Dass die ‚*écrivains combattants*‘ ab etwa 1916 das Modell des Kriegsromans bestimmten und begannen, die zivilen Verfasser von Kriegsliteratur vom Buchmarkt zu verdrängen, ist in erster Linie auf ihren Status als Augenzeugen zurückzuführen. Die Frontkämpfer selbst stilisierten sich in ihren Romanen, späteren Stellungnahmen und im schriftstellerischen Gefallenenkult als privilegierte Zeitzeugen und Interpreten des Krieges und als Sprachrohr einer ganzen Generation. In den Augen des Publikums bürgte die Fronterfahrung der Verfasser und die scheinbare Kunstlosigkeit vieler Werke für die Authentizität des Dargestellten, auch wenn sich die Schriftsteller zur Fiktion bekannten und ihre Werke ausdrücklich als Romane deklarierten. Die überwiegend zivilen Leser erwarteten, in den Kriegsromanen so etwas wie die „unverfälschte Stimme der Front“ zu entdecken. Die ästhetische Qualität dieser Romane war für die Zeitgenossen sekundär.

Ein zweiter, wesentlicher Grund für den Erfolg der Frontromane ist darin zu sehen, dass sie als Gegenpol zur offiziellen Kriegsdarstellung wahrgenommen wurden. Sie kritisierten und ergänzten das Bild, das in der zeitgenössischen Presse, in den Predigten der Geistlichen, in den Reden der Politiker und Militärs und in den ersten Filmberichten vermittelt wurde. Gerade bei den Frontschriftstellern kann man beobachten, dass verbreitete Legitimationsstrategien wie die Vorstellung von der zivilisierenden oder regenerierenden Wirkung des Krieges im Verlauf des Konflikts zunehmend in Frage gestellt wurden und der Krieg als existentielles Problem in den Vordergrund rückte.

Die besondere Präsenz der Frontschriftsteller in der französischen Öffentlichkeit – im Panthéon, in Straßennamen, Schulbüchern, Gedenkfeiern und im Buchhandel – ist damit zu erklären, dass sie zu nationalen Symbolfiguren geworden waren: Die kämpfenden Schriftsteller waren geradezu ideale Verkörperungen des republikanischen ‚*citoyen-soldat*‘ wie auch des Staatsbürgers, weil sie ihre Nation mit Waffe und Wort verteidigten. Damit schienen sie das Intellektuellen-Bild zu revidieren, das in der Zeit der Dreyfus-Affäre entstanden war.⁵ Es ist deshalb nicht erstaunlich, dass die gefallenen *écrivains combattants* gerade von Schriftstellern

wie Maurice Barrès, Henri Massis und Henry Malherbe glorifiziert wurden, auch wenn dieser Totenkult nicht allein eine Angelegenheit der nationalistischen Rechten war. Bezeichnender Weise blieb jedoch ein Henri Barbusse dem Veteranenverband der kämpfenden Schriftsteller, der ‚*Association des Écrivains Combattants*‘ (AEC), fern.⁶

Inwieweit kommt in der Untersuchung nationaler Identität in der französischen Kriegsliteratur die nationale Perspektive der Verfasserin zum Tragen, d.h. die Tatsache, dass sich eine Deutsche mit diesem Thema beschäftigt hat? Stehen Forschungsergebnisse unter nationalen Bedingungen? Dazu zwei Anmerkungen.

Erstens zeigte bei der Auseinandersetzung mit der deutschen Nationalismusforschung der Blick auf Frankreich, wie sehr die Vorstellung, nationale Identität werde primär oder gar ausschließlich durch Krieg und nationale Feindschaft konstituiert, an der deutschen Geschichte orientiert ist. Die Entstehung des modernen deutschen Nationalstaats hat sich ja tatsächlich zum großen Teil in der Auseinandersetzung mit und in der Abgrenzung von Frankreich vollzogen. Ganz anders ist jedoch der französische Fall gelagert, wo die moderne Nation 1789 zunächst in Abgrenzung gegen einen inneren, politischen Feind entstand und die äußeren Feinde nur in ihrer Eigenschaft als Verbündete des Ancien Régime, nicht aber als Nationen Gegner waren.

Zweitens fällt einem deutschen Betrachter vielleicht stärker auf, wie patriotisch selbst solche französischen Schriftsteller waren, die allgemein als Pazifisten und Internationalisten gelten. Selbst Autoren wie Barbusse und Rolland waren während des Krieges Vertreter eines genuin französischen Universalismus. Rolland stand weniger „über dem Getümmel“, als sein berühmter, Ende September 1914 veröffentlichter Artikel „*Au-dessus de la mêlée*“ vorgab. Dass die unterschiedliche Wahrnehmung dieser Schriftsteller durch deutsche und französische Forscher durchaus Zündstoff liefern kann, beweist die Kontroverse um Barbusse Roman *Le Feu*: Der Berliner Romanist Horst Müller wurde von seinen französischen Kollegen heftig kritisiert, weil er in einem Aufsatz die These aufgestellt hatte, dass dieser Klassiker unter den Kriegsromanen ideologisch ambivalent sei und neben der pazifistisch-revo-

lutionären auch eine patriotische Lektüre zulasse. Mit der Verherrlichung Karl Liebknechts bei Barbusse werde weniger die Vorbildhaftigkeit des deutschen Sozialdemokraten anerkannt, als vielmehr die Auffassung bestätigt, dass Frankreich einen sozialen Befreiungskrieg gegen die Mittelmächte führe. Der französische Barbusse-Forscher Jean Relinger reagierte empört auf die Relativierung des Pazifismus in *Le Feu*, und die Literaturwissenschaftlerin Danielle Bonnaud-Lamotte sprach in ihrem Artikel „*Le Feu* de Barbusse, un discours social-patriotard?“ von einer „ostdeutschen Schmähchrift gegen *Le Feu*“. Sie lieferte jedoch keine Argumente gegen den patriotischen Gehalt von Barbusses Roman, sondern kritisierte vor allem die fehlende Würdigung von dessen literarischer Modernität.⁷

Literatur:

Geneviève Colin/Jean-Jacques Becker: „Les écrivains, la guerre de 1914 et l’opinion publique“. In: *Relations internationales*, n° 24, hiver 1980, S. 425–442.

Martha Hanna: *The Mobilization of Intellect. French Scholars and Writers during the Great War*, Cambridge/Mass.: Harvard University Press, 1996.

Michael Jeismann: *Das Vaterland der Feinde. Studien zum nationalen Feindbegriff und Selbstverständnis in Deutschland und Frankreich 1792–1918*, Stuttgart: Klett-Cotta, 1992.

Elizabeth A. Marsland: *The Nation’s Cause. French, English and German Poetry of the First World War*, London/New York: Routledge, 1991.

Wolfgang J. Mommsen (Hrsg.): *Kultur und Krieg. Die Rolle der Intellektuellen, Künstler und Schriftsteller im Ersten Weltkrieg*, München: Oldenbourg, 1996.

Pascal Ory/Jean-François Sirinelli: *Les Intellectuels en France, de l’Affaire Dreyfus à nos jours*, Paris: A. Colin, 1992.

Christophe Prochasson/Anne Rasmussen: *Au nom de la patrie. Les intellectuels et la Première Guerre mondiale (1910–1919)*, Paris: La Découverte, 1996.

Dr. Almut Lindner-Wirsching, Im Klausenstück 6, D-60439 Frankfurt, Tel. ++49-(0)69-58092289, E-Mail almut.lindner@freenet.de

- ¹ Der folgende Essay basiert auf meiner Dissertation *Französische Schriftsteller und ihre Nation im Ersten Weltkrieg*, Tübingen: Niemeyer, 2004 (mimesis, 43).
- ² Die Ausgrenzung und Abwertung des Feindes erfolgt dabei in unterschiedlichen, zunehmend radikaleren Stufen: Während der „politische“ Feind nur im Gegensatz zu den Verteidigern der guten Sache und des Fortschritts der Menschheit steht, wird der „kulturelle“ Feind aus der zivilisierten Welt ausgegrenzt, und im Fall der biologisch definierten Feindschaft wird dem Gegner z.T. sogar die Zugehörigkeit zur Gattung Mensch abgesprochen.
- ³ Spontane Waffenstillstände und Ansätze zu echter Verständigung und Solidarität zwischen den Gegnern werden nur bei drei Schriftstellern (Werth, Barbusse, Pierre Chaine) erwähnt. Doch selbst bei Barbusse sind die Deutschen keine gleichwertigen Gegner, weil sie für die falschen Ideale kämpfen und sich nicht aus eigener Kraft aus ihrer Unterdrückung befreien können. Im Prolog wünschen die Deutschen die Niederlage ihres Landes; ihr letzter Auftritt im Roman ist eine Geste der Unterwerfung.
- ⁴ Vgl. auch Nicolas Beaupré: „Témoigner, combattre, interpréter: les fonctions sociales et culturelles de la littérature de guerre des écrivains combattants de 1914 à 1918 (France, Allemagne)“, in: Anne Duménil/Nicolas Beaupré/Christian Ingrao (Hrsg.), *1914-1945. L’ère de la guerre. Violence, mobilisations, deuil*, Bd. 1: 1914-1918, Paris: Agnès Viénot, 2004, S. 169-182.
- ⁵ Der Fronteinsatz der Schriftsteller konnte nach der Affäre Dreyfus als eine Form intellektuellen Engagements angesehen werden, das innerfranzösische Gegensätze überbrückte und nationale Werte nach außen verteidigte.
- ⁶ Barbusse gründete zusammen mit zwei weiteren Frontschriftstellern, Raymond Lefebvre und Paul Vaillant-Couturier, einen eigenen Veteranenverband, die ‚Association Républicaine des Anciens Combattants‘ (ARAC), der in Zielsetzung und Adressatenkreis weit über die AEC hinausging. Im Gegensatz zur AEC verstand sich die ARAC als politische Organisation, die den Prinzipien der Republik, des Sozialismus und des Internationalismus verpflichtet war. Nach den Worten eines ihrer Mitglieder ließ sich nämlich auf dem „esprit combattant“, dessen Existenz und Neuartigkeit nicht in Frage gestellt wurde, keine Politik aufbauen: „Avoir fait la guerre n’est pas une opinion politique, encore moins un ensemble de principes politiques capables de régir une nation.“ (Gabriel Fargue, *L’Ancien combattant* (ARAC), août 1919). Die Mitgliedschaft stand allen ehemaligen Frontkämpfern und deren Hinterbliebenen offen.
- ⁷ Zu den französischen Reaktionen auf Müller siehe Danielle Bonnaud-Lamotte: „*Le Feu* de Barbusse, un discours social-patriotard?“ In: *Mots. Parole de la Grande Guerre* 24 (1990), S. 91-101.

Deutsche und französische Frontschriftsteller des Ersten Weltkrieges (1914–1920).

Versuch einer Vergleichstudie

von Nicolas Beaupré

Inter Arma schwiegen im Ersten Weltkrieg die Musen keineswegs.

Bereits in den ersten Monaten des Ersten Weltkrieges schwappte eine Welle von Kriegsliteratur über das europäische Publikum. Sowohl ‚Dilettanten‘ (Philipp Witkop, 1915 und Julius Bab, 1920) als auch etablierte Schriftsteller verfassten Gedichte und Prosastücke über Kriegsergebnisse und -erlebnisse. Allmählich tauchte innerhalb dieser literarischen Flut eine spezifische Kategorie von Autoren auf: die sogenannten Frontdichter und -schriftsteller, die „Dichtersoldaten“, wie sie Dehmel, selbst einer von ihnen, nannte. In Frankreich wurden diese Autoren am häufigsten als *écrivains combattants* bezeichnet. Nicht nur in Deutschland und Frankreich gelang es dieser Gruppe, ihre Besonderheit hervorzuheben: die Frontautoren legiti­mierten sich damit, den Krieg an der Front zu erleben bzw. erlebt zu haben. Damit waren sie durchaus erfolgreich: von den Rezeptionsinstanzen (Kritik, literarische Preise, Verleger u. a.) wurden sie entsprechend anerkannt.

Folglich konnten literarische Beschreibungen von Fronterlebnissen aller Art durchaus mit Publikumserfolg rechnen. Beispiele wie *Le Feu* von Henri Barbusse oder wie *Der Wanderer zwischen beiden Welten* von Walter Flex sind noch heute bekannt, aber neben diesen Klassikern gab es ungeheure Textmassen (Kurt Flasch) von damals sehr erfolgreichen Frontwerken, die heute – oft zurecht – in Vergessenheit geraten sind. Die vergleichende Betrachtung französischer und deutscher Kriegsliteratur verdeutlicht die generelle Bedeutung und Ausprägung dieses Phänomens. Feindbilder, Beschreibungen der eigenen Front- und Gewalterfahrungen (also die kulturellen Darstellungen des Krieges in den Werken) sowie die politischen und sozialen Bedingungen des Schreibens (die Praxis der Frontliteratur) waren trotz wichtiger nationaler Variationen sehr ähnlich.

„Frontdichter“ und *écrivains combattants*: Zum Status des Autors an der Front im Ersten Weltkrieg

Fast alle Soldaten und Zivilisten in Frankreich und Deutschland schrieben in diesem Krieg, vor allem verfassten sie Briefe und führten Tagebücher. Soldaten, die den Krieg an der Front erlebten und darüber zum Schreiben fanden, wurden als *narrative authorities* (Wolfgang Iser) betrachtet. Andererseits wurden auch bekannte Schriftsteller einberufen, wie etwa Georges Duhamel, Jean Giraudoux, August Stramm, Paul Zech usw., und zahlreiche Intellektuelle und Schriftsteller meldeten sich freiwillig, wie z.B. in Deutschland die Dichter Richard Dehmel und Hermann Löns (beide Jahrgang 1866) oder in Frankreich der Dichter Guillaume Apollinaire und der Sozialist Henri Barbusse.

Die Dichter und Intellektuellen an der Front ließen sich als Beispiel für Patriotismus zitieren. Dies sollte besonders bei denen der Fall sein, die zu früh starben, um etwas über die Ereignisse verfassen zu können. Ihr Tod wurde häufig zum Exemplum stilisiert. Charles Péguy z.B., der 1914 während der Marneschlacht starb, stieg zum Helden und Mythos auf, er figurierte als multidimensionales Symbol: er symbolisierte die Opferbereitschaft der Nation, die mit einem wundersamen Sieg vergolten worden war, als Sozialist und *dreyfusard*, der zum Katholizismus konvertiert war, stand er für die *Union Sacrée* der *Deux France* und schließlich verkörperte er den Beitrag der intellektuellen Schichten zum Krieg ebenso wie die Führungsrolle der Eliten.

Die Kraft der Symbole, die mit der Kriegsteilnahme der Schriftsteller an der Front verbunden war, verweist darauf, dass das Niederschreiben von Kriegserlebnissen, das Verfassen von Kriegserzählungen und Kriegsgedichten eine gewisse Legitimität erlangt hatte. Grob schematisiert lassen sich zwei Kategorien von Frontautoren unterscheiden: die, die vor dem Krieg schon Schriftsteller vom Beruf waren und an der Front den Krieg erlebten, und die, die wegen des Krieges Schriftsteller

wurden. Eines verbindet diese beiden Kategorien: die Kriegserfahrung selbst. Diese sollte letztendlich wichtiger als die literarische Qualität der Werke werden, auch wenn dieses Kriterium für die Rezeption natürlich nicht gänzlich verschwand.

In der Tat legitimierten die Rezeptionsinstanzen diese *prise de parole* auf die verschiedensten Weisen: Bekannte Schriftsteller, renommierte Professoren und angesehene Kritiker gaben Vorworte für unbekannte Frontautoren und halfen ihnen auf diese Weise, ihren Durchbruch in den literarischen Kreisen der jeweiligen Nation zu machen. Nicht umsonst gingen die berühmtesten literarischen Preise während des Krieges fast ausschließlich an Schriftsteller, die an der Front gedient hatten. Die Verleger öffneten ihre Kataloge oder gründeten neue Sammlungen, die der Frontliteratur gewidmet waren. In ihren Werbungen unterstrichen sie, dass die Werke an der Front geschrieben worden waren. Selbst bei der Veröffentlichung von *Le Feu* teilte der Verlag mit, wie viele ehrenvolle Erwähnungen und Auszeichnungen Barbusse an der Front erhalten hatte. Selbst wer gegenüber dieser Schwemme von Kriegswerken kritisch bleiben mochte, musste oft erkennen, dass das Phänomen zumindest existierte und dass die Frontautoren oft eher mit Gnade und Erfolg rechnen konnten.

Dies zeigt aber auch, wie groß der Bedarf an literarischen Produktionen von der Front war. Wie Phillip Witkop 1915 schrieb, war die literarische Qualität dieser Texte nicht so wichtig, da sie selbst „kein Ausdruck literarischer, sondern menschlicher Einsicht und Umkehr“ waren: „Durch den einzelnen redet die große Zeit.“ Diese quasi-hegelianische Vision der Rolle der Kriegsliteratur stellt die Frage nach den Funktionen dieser Literatur; einer Literatur, die für manche keine mehr war.

Funktionen der Frontliteratur

Ein normatives Bild der Rolle dieser Literatur entstand in der Nachkriegszeit, und besonders in Frankreich. Der Literaturwissenschaftler Jean Norton Cru publizierte 1928 eine Gesamtdarstellung und -analyse von ungefähr 300 Werken von Frontschriftstellern und entwickelte darin eine normative Anschauung dieses Phänomens. Für ihn lag die Hauptaufgabe dieser Kriegs-

erzählungen darin, ein realistisches Bild der Front, eine authentische Schilderung der Erlebnisse abzuliefern. Die Werke und ihre Autoren sollten „Zeugnis geben“. Für ihn war diese Rolle natürlich mit propagandistischen Zwecken und sogar mit Literatur und Dichtung inkompatibel. Die Vorstellung von Norton Cru hat die französische Historiographie stark beeinflusst, und die Frontliteratur wurde oft als *témoignage* der Grausamkeit des Krieges gesehen und gelesen. Wenn ein Buch diese Grausamkeit nicht reflektieren sollte, so wurde es als reine Propaganda stigmatisiert. Insofern kann man die Frontliteratur weder als reines Zeitzeugnis noch als pure Propaganda betrachten, obwohl diese Funktion durchaus wichtig war.

„Zeugnis geben“ als Legitimation des Schreibens: auch die Frontschriftsteller selbst sahen dies so. Sie begründeten ihr Schreiben damit, dass die Fronterfahrung kaum vermittelbar war und auf jeden Fall nur wer die Front erlebt hatte, geeignet und legitimiert sei, darüber zu schreiben. Ein französischer Schriftsteller fasste es so: „Nur der Krieg spricht genau über den Krieg.“

Zwei Fragen verbinden sich mit diesen Feststellungen. Erstens: Wie konnten sich propagandistische Zwecke mit realistischen Beschreibungen artikulieren lassen und inwiefern waren diese zwei Funktionen kompatibel? Und zweitens: Gab es andere Funktionen der Frontliteratur und wenn ja, welche? Man könnte die erste Frage beantworten, indem man einen Unterschied zwischen bellizistischer und pazifistischer Literatur macht. Dies wäre aber zu vereinfachend und ungeeignet, weil die pazifistische Literatur während des Krieges nur eine kleine Minderheit bildete. Überdies waren viele der sogenannten realistischen Werke politisch weder in pazifistischer Absicht verfasst, noch verband sich mit ihnen eine pazifistische Wirkung. Die Zensurbehörden, die am Anfang misstrauisch gegenüber (allzu) realistischen Beschreibungen der Frontereignisse waren, hatten im Januar 1916 – sowohl in Frankreich wie in Deutschland – Verhaltenmaßregeln und Anweisungen verabschiedet, die wirklichkeitsnahe Beschreibungen eindeutig begünstigten. Deshalb konnte ein Roman wie *Le Feu* von Barbusse ungehindert und ungeschnitten von der Zensur erscheinen. Während des Krieges konnten auch die schrecklichsten Gedichte und Er-

zählungen sinnstiftend und legitimierend wirken, sie konnten eine Leitbildfunktion erreichen. Leitbilder zu entwickeln und Sinn zu stiften – das waren neben propagandistischen Ansprüchen und ethisch motivierter Zeugnisgebung die wichtigsten Funktionen der Frontliteratur. Mehr noch: darin bestand die eigentliche Rolle von Kriegsliteraten aller Art. Paradoxerweise verbürgte während des Krieges gerade seine Grausamkeit, dass er nicht sinnlos sein konnte.

In der Tat haben die meisten Texte versucht, den Krieg zu verstehen, ihm einen Sinn zu geben. Es gab nur sehr wenige Schriftsteller, die den Mut gefunden hatten, den Krieg als „große Absurdität“ darzustellen. Für die Schriftsteller wie für das Publikum wäre es zu schwierig und zu unerträglich gewesen, wenn für nichts gelitten und gestorben worden wäre. Deshalb haben die meisten den Krieg als den „Großen Krieg“, als eine „Große Zeit“ (Wolfgang Iser) dargestellt. Und in dieser Form wurde er auch rezipiert.

Die Frontliteratur war also in den beiden Ländern meistens fest in den Kampf für die eigene Sache integriert, auch wenn dies in der Nachkriegszeit noch bei der Schriftstellern selbst oft in Vergessenheit fiel – natürlich nicht bei jenen, die Nationalisten blieben. Die ideologische Kluft zwischen der Kriegs- und der Nachkriegsliteratur erweist sich als größer als die zwischen der Front- und der Heimatfrontliteratur (sieht man von heroischen Legenden ab, die meist auch von den Frontdichtern als unerträglich empfunden wurden). Die realistische Wende der Kriegsliteratur bedeutete also nicht unbedingt eine politisch-pazifistische Haltung gegenüber dem Krieg. Die Gewalt des Krieges darzustellen, bedeutete nicht immer, wie George Mosse behauptet hat, Gewalt gering zu schätzen. Es gibt weitaus mehr Texte als gemeinhin angenommen, welche die Gewalt schonungslos schildern. Manchmal um sie moralisch zu verurteilen, aber oft um sie zu rechtfertigen. So z. B. in diesem Text von Paul Oskar Höcker (1914): „Franktireurs haben heute früh aus den Fenstern auf eine Ulanenpatrouille geschossen. Einer der Burschen ist erwischt worden. Man hat ihn an die nächste Mauer gestellt und niedergeknallt und das Haus in Brand gesteckt. Blutrot geht die Sonne unter. Die roten

Flammen des zusammenstürzenden Hauses vermischen sich mit dem Sonnenfeuer.“

In die schonungslosen Zeitzeugenberichten der Fronterfahrung und die Rechtfertigung der Kriegsgewalt spielt bei einigen Autoren auch die Faszination von Krieg und Gewalt hinein. Eine Faszination, die in Deutschland ihren stilistischen Ausdruck im Expressionismus fand und sich im Französischen bei Autoren wie Blaise Cendrars oder Guillaume Apollinaire spiegelt. Die literarische Moderne lieferte die Stilmittel, den modernen Krieg zur Sprache zu bringen. Nicht erst bei Ernst Jünger. Der Dichter Rudolf Leonhard schrieb bereits 1914:

*Gemetzel
(...)
Nur töten, schwitzen, krallen.
Die Jäger stöhnten. Ihre Augen rauchten
vor Wut.
Nur packen, sterben, brüllen, fallen,
und nacktes rotes Fleisch, Gewalt und Blut!*

Unterschiede in der literarischen Verarbeitung des Krieges in Frankreich und Deutschland wurden meist erst unmittelbar nach dem Krieg sichtbar. Da Frankreich aus dem Krieg als Sieger hervorging, konnte die Kriegskultur bewältigt und in vereinheitlichende Erinnerung verwandelt werden. In Deutschland hingegen splitterte sich, wegen der Niederlage, die intellektuelle Welt in zwei unversöhnliche Richtungen auf: Pazifisten und Revisionisten, für die der Krieg noch lange nicht zu Ende war.

In Frankreich gründeten Schriftsteller aller politischen Lager einen Verband der Frontschriftsteller (mit mehr als 300 Mitgliedern in den Zwanziger-Jahren), der die Erinnerungs- und Trauerarbeit der literarischen Welt pflegte. Dies wäre in Deutschland undenkbar gewesen. Norbert Elias – auch Veteran der Ostfront – schrieb:

„Die Kontroverse zwischen der kriegsbejahenden Literatur und der kriegsverneinenden Literatur in der frühen Weimarer Republik spiegelte damit eine weit umfassendere, eine der zentralsten Kontroversen des damaligen Deutschlands wider.“

Literatur

Beaupré, Nicolas: „Témoigner, combattre, interpréter: les fonctions sociales et culturelles de la littérature de guerre des écrivains combat-

tants de 1914 à 1918 (France, Allemagne)“, in Nicolas Beaupré: Anne Duménil, Christian Ingrao (Hg.), „L'ère de la guerre. T. 1: Violence, mobilisations, deuil (1914–1918)“, Paris, A. Viénot, 2004, S. 169–182.

Beaupré, Nicolas: Nouveaux auteurs, nouveaux genres littéraires (1914–1918): „les apports du comparatisme (France, Allemagne)“, in *Histoire et Sociétés. Revue européenne d'histoire sociale*, n°8, septembre 2003, S. 50–64.

Beaupré, Nicolas: „Frontliteratur des Ersten Weltkrieges. Entstehung eines literarischen Phänomens im Kontext des Krieges (Deutschland, Frankreich 1914–1920)“, in *Krieg und Literatur / War and Literature*, vol. IX, 2003.

Flasch, Kurt: *Die Geistige Mobilmachung. Die deutschen Intellektuellen und Der Erste Weltkrieg*, Berlin, Alexander Fest Verlag, 2000.

Lindner-Wirsching, Almut: *Französische Schriftsteller und ihre Nation im Ersten Weltkrieg*, Tübingen, Niemeyer, 2004.

Natter, Wolfgang G.: *Literature at War. 1914–1940. Representing the „Time of Greatness“ in*

Germany, New Haven and London, Yale University Press, 1999.

Rehage, Georg Philipp: „Wo sind Worte für das Erleben?“ *Die lyrische Darstellung des Ersten Weltkrieges in der französischen und deutschen Avantgarde* (G. Apollinaire, J. Cocteau, A. Stramm, W. Klemm), Heidelberg, Winter, 2003.

Schneider; Thomas F.: *Kriegserlebnis und Legendenbildung. Das Bild des „modernen“ Krieges in Literatur, Theater, Photographie und Film*, Osnabrück, Universitätsverlag Rasch, 1999.

Trevisan, Carine: *Les fables du deuil. La Grande Guerre: mort et écriture*, Paris, PUF, 2001.

Dr. Nicolas Beaupré, Gastwissenschaftler am Centre Marc Bloch und am Frankreich-Zentrum der Technischen Universität in Berlin (2003) und ab September 2004, Post-Doc Stipendiat des CNRS an der Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales in Paris. e-mail: bn@cmb.hu-berlin.de. Der Text basiert auf der noch unveröffentlichten Dissertation *Les écrivains combattants français et allemands de la Grande Guerre (1914–1920): Essai d'histoire comparée*, Paris-X-Nanterre, 2002

„Écrivains occupants“ und „pénétration poétique“

Deutsche Schriftsteller und Künstler in Belgien und den Niederlanden 1914–1918

von Ulrich Tiedau

Belgien war einer der zentralen Schauplätze des Ersten Weltkriegs, auch und gerade auf dem Gebiet der Kulturpropaganda. Im August 1914 war das deutsche Heer gemäß dem Schlieffenplan durch das neutrale Belgien marschiert, um die französischen Armeen zu umfassen, der Vormarsch jedoch an der Marne und in Westflandern stecken geblieben, wo die großen Materialschlachten dieses ersten industriell geführten Krieges in Europa begannen. Der Neutralitätsbruch und vor allem die Zerstörung der Universitätsstadt Löwen mit ihrer berühmten Bibliothek, die in einem „Manifest der 93“ von deutschen Künstlern, Schriftstellern und Intellektuellen verteidigt wurde, ließen den Krieg auch zu einem Krieg der Geister, zum Gefecht zwischen deutscher „Kultur“ und westlicher „Zivilisation“ werden, um die Termini aufzugreifen, in denen die deutsche Seite ihre geistig-kulturelle Überlegenheit herausstreichen wollte.

War Belgien zu Beginn des Krieges eigentlich nur Durchgangsstation, wurde es im Laufe des Krieges mit den immer geringer werdenden Aussichten auf einen Siegfrieden zu einem immer wichtigeren deutschen Kriegsziel. Während im Militär und in Teilen der Öffentlichkeit annexionistische Gesinnungen vorherrschten, waren die Reichsleitung und das Gros der verantwortungstragenden Personen in der Besatzungsverwaltung davon überzeugt, dass Belgien nach einem Verhandlungsfrieden wieder hergestellt werden müsste und daher bereits zu Kriegszeiten dafür gesorgt werden musste, es nach dem Krieg an das Deutsche Reich zu binden. So ordnete Reichskanzler Bethmann Hollweg eine „Flamenpolitik“ an, was hieß, die existierenden, jedoch in der Praxis nicht vollständig umgesetzten belgischen Gesetze, die der lange benachteiligten flämischen Sprache Gleichberechtigung und den Flamen kulturelle Autonomie verschaffen sollten, anzuwenden.

Belgien und die flämische Frage wurden in der Folge zu einem auch in der deutschen Öffentlichkeit viel diskutierten Thema, ja es entstand in weiten Kreisen gar eine Art „Flamenromantik“, die über Ortsgruppen einer neugegründeten Deutsch-Flämischen Gesellschaft in vielen Städten befördert wurde.

Kulturhistorisch interessant, in gewisser Weise aber auch signifikant für die Verwicklung der deutschen Intellektuellen in die deutsche Machtpolitik ist, dass die deutsche auswärtige Kulturpolitik resp. Kulturpropaganda tatsächlich in vielen Fällen von Kulturschaffenden, Literaten und Künstlern, betrieben wurde. In Belgien war es der Leiter der Politischen Abteilung des deutschen Generalgouvernements Oscar Frhr. von der Lancken-Wakenitz, der sich mit einer Reihe von literarischen und künstlerischen Persönlichkeiten umgab, allen voran mit dem Schriftsteller Rudolf Alexander Schröder und dem Bildhauer und Kunstliebhaber Albrecht Graf Harrach. Harrach, zusammen mit Harry Graf Kessler Gründer der Zeitschrift *Pan* und ein Vetter des Reichskanzlers Bethmann Hollweg, leitete die Presseabteilung des Generalgouvernements, die die belgischen Zeitungen kontrollieren sollte und seit August 1915 den in zwei täglichen Ausgaben erscheinenden *Belgischen Kurier. Brüsseler Tageszeitung* herausgab. Schröder war als Referatsleiter für Kulturpropaganda, Verkehr mit der Deutsch-Flämischen Gesellschaft und „Flämisch-Holländische Beziehungen“ zuständig. Während des Krieges fertigte er eine Vielzahl von Übersetzungen flämischer Literatur an und lernte eine Vielzahl flämischer Schriftsteller auch persönlich kennen.

Interessant in diesem Zusammenhang ist die Bedeutung des Leipziger, heute Frankfurter Insel-Verlages für die deutsche Flamenpolitik, der die Erschließung der flämischen Literatur als „eines seiner vornehmsten Kriegsziele“ mit Erfolg und Geschick betrieb und eine flämische Serie in seiner Erfolgsreihe *Insel-Bücherei* veröffentlichte. Als Hauptmedium der Zeit kam der Literatur in der Kulturpolitik eine besondere Rolle zu. Nicht umsonst ist der Erste Weltkrieg auch der „literarischste aller Kriege“ genannt worden. Rudolf Alexander Schröder war 1899 einer der Gründer des Verlags gewesen, bevor 1905 Anton Kippenberg die Geschäfte des Verlegers übernahm. Dieser war ebenfalls in Belgi-

en tätig und redigierte eine Soldatenzeitung, wenn auch nicht im zivilverwalteten Generalgouvernement, sondern im militärisch verwalteten Etappengebiet in Gent. Bereits in seinem Verwendungsschreiben legte er seine weitreichenden Pläne zu einer literarisch-kulturellen Annäherung Flanderns an Deutschland dar, die in der Folge Schritt für Schritt umgesetzt wurden: „Hierzu kommt aber ein weiteres, das mir eine Tätigkeit dort außerordentlich wünschenswert machen würde. Mögen wir Belgien ‚behalten‘, ‚protegieren‘ oder was es sei: nötig ist unbedingt, dass wir dorthin (...) ganz anders wie bisher und zwar sobald als möglich geistige Beziehungen spinnen und ihnen, vor allem durch den Buchhandel, der in dieser Beziehung viel politischer werden muß, eine reale Grundlage geben. So schwebt mir ein deutsch-belgischer (oder deutsch-flämischer) Verlag vor, politisch-künstlerisch-literarisch gerichtet, mit einer Art Insel-Bücherei; so träume ich von einer Buchhandels-Gesellschaft für das Ausland, die die Kanäle für die Verbreitung deutscher Bücher und deutscher Ideen (auch Zeitungen) schafft. In dieser Beziehung ist – im Gegensatz zu Frankreich – unendlich viel versäumt worden (...) Was wissen die so nahe verwandten Flamen von uns, was wir von Ihnen?“

Aus der Münchner Gründerzeit des Insel-Verlags stammt auch die Freundschaft Schröders und Kippenbergs mit Richard von Kühlmann, der 1915 Kaiserlicher Gesandter in Den Haag wurde. Schröders Vetter Alfred Walter Heymel hatte 1904 Gitta von Kühlmann, die Schwester des späteren Staatssekretärs des Äußeren, geheiratet. Kühlmann verfolgte das Inselunternehmen von Beginn an und bot seine Hilfe an, wo diese gefragt war, vermied aber aus Rücksichtnahme auf seine diplomatische Karriere, dies öffentlich zu tun. Spätestens ab 1914 wurde er auch finanzieller Teilhaber des Insel-Verlages und ergriff in dieser Funktion mehrfach die Initiative, wenn Kippenberg wegen militärischer Verpflichtungen abwesend war. Bedenkt man, dass Kippenberg in Gent, das zum militärisch verwalteten Etappengebiet gehörte, Schröder im zivilverwalteten Brüssel und Kühlmann in den neutralen Niederlanden saßen, zeigt sich, dass Insel-Leute an allen entscheidenden Stellen vertreten waren. Die zentrale Bedeutung dieses privaten Unternehmens

sollte denn auch im Tätigkeitsbericht der Besatzungsverwaltung hervorgehoben werden: „Die Politische Abteilung versuchte die künstlerisch und literarisch führenden Elemente unter den Flamen soweit möglich zur politischen oder doch zumindest kulturellen Zusammenarbeit zu bringen. Dabei ist die Tatsache, dass der Insel-Verlag eine Reihe von Übersetzungen flämischer Autoren publiziert hat, eine nicht zu unterschätzende Hilfe gewesen.“

Reger Austausch von Gedanken über Kultur und Kulturpolitik herrschte zwischen Brüssel und Den Haag, bildete die „Flamenpolitik“ doch nur einen Bestandteil einer weiter gefassten deutschen „Low-Countries-Politik“, die durch geschickte Anlehnung Belgiens an die Niederlande und beider an das Reich die Schaffung eines „deutschfreundlichen“ Bollwerks gegen französische und britische Einflüsse auf dem Kontinent zu erreichen trachtete. Richard von Kühlmann hatte sich wie von der Lancken in Brüssel mit einem Kreis von Künstlern und Schriftstellern zur kulturellen Beeinflussung der neutralen Niederlande umgeben. Hier ist vor allem Fritz Wichert zu nennen, der Gründungsdirektor der Mannheimer Kunsthalle und Gründer des „Freien Bundes zur Einbürgerung der bildenden Kunst“, dessen Aufgabe es war, Deutschland und die Niederlande kulturell einander näher zu bringen. Seine Aufgabe lässt sich mit der Harry Graf Kesslers in der Schweiz vergleichen, mit dem er über Kühlmann gleichfalls in Kontakt stand. Zu diesem Zweck schuf er eine geheime Einrichtung, die den Namen „Hilfsstelle“ bekam und in einem von der Gesandtschaft unabhängigen Gebäude in der Haager Van-Speijck-Straat untergebracht wurde. Zu Wicherts Mitarbeitern gehörten der Dramatiker Franz Dülberg und der Kunsthistoriker Albert E. Brinckmann, der auch Wicherts Nachfolger wurde, nachdem dieser Richard von Kühlmann nach dessen Berufung zum Staatssekretär des Äußeren als persönlicher Referent für die flämische Frage nach Berlin gefolgt war.

Die „Hilfsstelle“ bildete den Kern der deutschen Kulturpolitik bzw. -propaganda in den Niederlanden und agierte auf zweierlei Weise. Zum einen durch Lancierung von deutschfreundlichen Artikeln in der Presse, zum anderen – weit wirkungsvoller – durch Spinnen eines deutschfreundlichen Netzwerkes unter

niederländischen Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, Künstlern, Schriftstellern, Journalisten und Politikern. Wichert, der mit einer Niederländerin verheiratet war und seine Kinder niederländisch erzog, bewies hierin äußerstes Geschick. Kühlmann räumte dieser Art der *pénétration poétique* höchste Priorität ein. Weiterhin wurden kulturwerbende Maßnahmen wie eine groß angelegte Theatertournée Max Reinhardts durch niederländische Städte veranstaltet, die „wegen des großen Erfolges“ auch in Flandern fortgesetzt werden sollte. Neben der Aufgabe, auf die Niederlande Einfluss zu nehmen, oblag der „Hilfsstelle“ die Gestaltung eines Großteils der deutschen „Flamenpolitik“, da sich diese über den Umweg über die Niederlande unauffälliger gestalten ließ und zudem großniederländische Bestrebungen genutzt werden konnten.

Charakteristisch für die geschilderten, mit der Flamenpolitik beauftragten Kulturschaffenden war, dass zwar eindeutig die deutschen Interessen im Mittelpunkt ihrer Überlegungen und ihres Handelns standen, echte Sympathie für die flämische Bewegung ihnen aber nicht abgesprochen werden kann, wenn diese auch im Stile der Zeit in Begriffe wie „Stammverwandtschaft“ und „Brudervolk“ gekleidet war. Sie versuchten, beide Ziele miteinander in Übereinstimmung zu bringen. Ihr Interesse an flämischer Kultur blieb auch nach Kriegsende und dem damit verbundenen Wegfall der deutschen Interessen bestehen, so dass der Amsterdamer *Telegraaf* Recht hat, wenn er 1953 aus Anlass des 75. Geburtstages Schröders schreibt, dass kein anderer großer deutscher Dichter jemals in so enger Beziehung zur niederländischen wie flämischen Kultur gestanden habe. Vor diesem Hintergrund muss das Verdikt Carl Einsteins, selbst in der Besatzungsverwaltung tätig, der von Schröder als einem *écrivain occupant* sprach, meines Erachtens nicht widerrufen, aber doch relativiert werden.

Auch in den Bereichen Theater und Musik fand Kulturwerbung statt. Zunächst aus unterschiedlichen, zum Teil harmlosen Beweggründen entstanden und in unterschiedlichem Maße in die deutsche Propaganda und Politik dieser Zeit eingebunden, konvergierten diese Bereiche letztlich und dienten demselben Ziel, der kulturellen Absicherung der deutschen Hegemonie über Belgien. Neben Gastspielen be-

rühmter deutscher Schauspieler und Musiker spielten dabei im Bereich der Theaterpolitik das nach dem Krieg die Kerntruppe des Bochumer Schauspielhauses bildende Deutsche Theater in Brüssel unter der Leitung von Saladin Schmitt und im Bereich der Musik das Deutsche Synchronorchester in Brüssel, dirigiert von Fritz Volbach, eine herausragende Rolle. Beiden gemeinsam ist, dass sie aus Unternehmungen zur Frontunterhaltung deutscher Soldaten hervorgingen, jedoch schon bald ihr kulturpropagandistisches Potential gegenüber dem besetzten Land erkannt wurde, was zu einer Akzentverschiebung ihrer Aufgaben und reicher finanzieller und personeller Ausstattung von Seiten der Reichsregierung führte.

Ein weiteres Gebiet der kulturpolitischen Aktivitäten ist erwähnenswert, da es die Bestrebungen im Bereich von Literatur, Kunst und Wissenschaft unterstützt und in besonderer Weise geeignet ist, die Verflechtung von wirtschaftlichen und kulturellen Durchdringungsbestrebungen zu demonstrieren: der Buchhandel, ist dieser Wirtschaftszweig doch der kulturellen Sphäre eng verbunden. Betraut mit dessen Organisation war der Schriftsteller Friedrich Markus Huebner, der die literarischen Eigenkräfte Flanderns durch finanziell unterstützende Maßnahmen beleben, gleichzeitig aber durch eine zu schaffende eng an deutsche und niederländische Vorbilder angelehnte Infrastruktur für den flämischen Buchhandel einem Transfer deutscher Kulturmuster den Weg bereiten wollte.

Huebner war ebenfalls dem Insel-Verlag und Anton Kippenberg eng verbunden. In der Politischen Abteilung war er Lektor in der Redaktion der als Gemeinschaftsprojekt mit dem Insel-Verlag herausgegebenen Zeitschrift *Der Belfried. Eine Monatsschrift für Gegenwart und Zukunft der belgischen Lande* und Referatsleiter für flämische Presse. Da der Buchhandel in Flandern im Laufe des Krieges einen enormen Aufschwung erfuhr, wurde ihm in der Pressezentrale 1917 schließlich ein eigenes Buchhandelsreferat eingerichtet, was den Stellenwert dieses Teils der deutschen Kulturpolitik unterstreicht. Letztlich war ein funktionierender flämischer Buchhandel auch eine Voraussetzung für eine funktionierende flämische Literatur. Aufmerksam verfolgte Huebner die Entwicklung des Buchhandels in Belgien während des

Krieges, wie sich seinen Artikeln im *Börsenblatt*, dem Branchenorgan des deutschen Buchhandels, entnehmen lässt. Da Frankreich mittels des Buchhandels „die geistige Eroberung Belgiens“ betrieben habe, wollte er eine Infrastruktur für den flämischen Buchhandel entgegensetzen, die sich eng an den deutschen und den niederländischen Buchhandel anlehnte. Verglichen mit den Nachbarländern war die Buchhandelsorganisation in Flandern tatsächlich zurückgeblieben. Flämische Autoren, wenn sie denn in ihrer Muttersprache publizierten, wurden von niederländischen Verlagen verlegt, die den flämischen Markt mitbedienten. Hinzu kamen die rückständigen Geschäftsgebräuche der Händler, so dass das flämische Verlags- und Buchhandelsgewerbe zwischen dem der Nachbarländer keine rechte Entwicklungsmöglichkeit besaß.

Da durch den Krieg die Grenzen geschlossen waren, es aber durch das aufgrund der verbreiteten Arbeitslosigkeit enorm gestiegene Lesebedürfnis der Bevölkerung zu einem für die Besatzungsbehörden überraschenden Aufblühen des flämischen Verlags- und Buchdruckwesens gekommen war, sollte dieses durch entsprechende deutsche Maßnahmen gestützt werden. Denn wenn der flämische Buchhandel einen stärker geschäftlichen, mit modernen Bestellungs-, Lieferungs- und Verrechnungsgewohnheiten angepassten Charakter bekäme, werde er dem Wiederaufblühen des gesamten Bildungs- und Geisteslebens dienen können. Auch versprach die Einführung des Niederländischen anstelle des Französischen als Unterrichtssprache an den Schulen wie an der Genter Universität eine wachsende Nachfrage nach flämischen Büchern. Dazu musste zunächst eine Gesundung des Zwischengliedes zwischen Verlegern und Käufern, des Sortimentbestandes, herbeigeführt werden. Wenn der Buchhandel in Flandern erst einmal auf einen wirtschaftlich vernünftigen Unterbau gestellt sei, werde das Verlagswesen um so kräftiger blühen. Als erster Schritt sollte eine flämische Bücherzentrale gegründet werden, welche idealerweise ein Mittelding aus einer Barsortimenteinrichtung nach deutschem Muster und der Bestellhauszentralisation des holländischen Buchhandels in Amsterdam darstellen sollte. Tatsächlich wurde eine solche Lieferungszentrale dann auch von flämischen Buchhändlern

1. September 1918 in Antwerpen gegründet, das *Verzendhuis voor den Boekhandel (samenwerkende maatschappij)*, für dessen Aufbau die Beihilfe der Kommissionsfirma K.F. Köhler, des ältesten und marktdominierenden Zwischenbuchhändlers in Deutschland, erzielt wurde. Die geplante Herausgabe eines den Geist des Zusammenhalts pflegenden und organisatorischen Bedürfnissen entgegenkommenden Fachblatts sollte eng an das Börsenblatt des deutschen Buchhandels angelehnt sein. Geplant war auch ein enger Austausch mit den entsprechenden deutschen Organisationen. Leipzig, das damalige Zentrum des deutschen Buchhandels, sollte in unmittelbare Fühlung mit Antwerpen treten und bei der großen Nachfrage nach deutschen Büchern, die während des Krieges zutage getreten war, sah man voraus, dass einzelne große deutsche Verleger von Schulbüchern und von schöner Literatur mindestens ein Zweigauslieferungslager nach Antwerpen legen werden, angeschlossen an die Zentrale der flämischen Händler. Ferner sollten geeignete flämische Kriegsgefangene in Leipzig zu Verlagskaufleuten ausgebildet werden.

Freilich kam vieles durch das Kriegsende nicht mehr zur Ausführung, aber es zeigt doch, auf welche Weise durch die gezielte Förderung wirtschaftlicher Einrichtungen das Land in kultureller Weise beeinflusst werden sollte: Kulturelle Eigenkräfte wurden belebt, gleichzeitig aber sollte durch die geschaffenen Institutionen einem Transfer deutscher Kulturmuster der Weg bereitet werden. Nach dem Krieg wollte Huebner diese „Weltpolitik mit geistigen Mitteln“ fortsetzen und entwarf das Berufsbild eines „literarischen Gesandtschaftsgehilfen“, dem die Aufgabe oblag, auswärtige literarische Kulturpolitik in Friedenszeiten zu betreiben. Als solcher ging er an die Hilfsstelle in Den Haag, die in der Nachfolge Fritz Wicherts von Albert E. Brinckmann geleitet wurde und an die auch Rudolf Alexander Schröder gegen Ende des Krieges versetzt worden war.

Mit dem von vielen unerwarteten, abrupten Ende des Ersten Weltkrieges ohne Verhandlungsfrieden und dem damit verbundenen Ende der „Flamenpolitik“ schloss sich wiederum der Kreis. War die Flamenpolitik ursprünglich als Politik zur Beeinflussung der neutralen Niederlande begonnen worden und hatte sich, erst nachdem abzusehen war, dass es ein länger

dauernder Krieg werden würde, als indirektes Mittel zur Beherrschung Belgiens entwickelt, bot sich nun „die Verlegung des Tätigkeitsgebiets nach Holland als das natürliche Anknüpfungsmittel“ an. Ebenso orientierte sich auch Anton Kippenberg um und plante ein groß angelegtes Übersetzungsprogramm niederländischer Autoren im Insel-Verlag, von dem jedoch nur ein kleiner Teil verwirklicht wurde.

So fragwürdig eine kulturvermittelnde Tätigkeit unter den Vorzeichen der Besetzung auch war, so ist doch darauf hinzuweisen, dass das Engagement sich nicht auf „reine“ Machtpolitik beschränkte und auch nicht mit dem Ende des Krieges aufhörte. Die Übersetzung flämischer Dichtung und Literatur ins Deutsche war in der Tat ein Versuch, Flandern und Deutschland gegenseitig anzunähern. Die Rezeption der flämischen Literatur und Kultur ist auch ein Ausdruck ihrer Wertschätzung. Machtpolitik und kulturelle Verständigung konnten durchaus Hand in Hand gehen und nach dem Krieg auch voneinander gelöst werden. Gleichwohl sollte das geschaffene Propagandamuster einen unheilvollen Anknüpfungspunkt bilden, das sich im Zweiten Weltkrieg in negativem Sinne perfektionieren ließ. In vielerlei Hinsicht lagen die Erfahrungen des Ersten Weltkrieges in Belgien der Etablierung der sog. deutschen *Westforschung* in der unmittelbaren Nachkriegszeit zugrunde, die nicht allein auf die geschilderten Aktivitäten zurückgriff. Vorbilder lieferten auch andere Kriegsjahre wie der wissenschaftliche „Kunstschutz“, Ausgrabungen durch deutsche Kunsthistoriker, Vortragsprogramme oder Archivrecherchen in den besetzten Brüsseler Archiven.

Literatur

Burkhard Dietz/Helmut Gabel/Ulrich Tiedau (Hg.), Griff nach dem Westen. Die „Westforschung“ der völkisch-nationalen Wissenschaften zum nordwesteuropäischen Raum (1919–1960), 2 Teilbde, Münster/New York/Berlin/München: Waxmann 2003.

Ulrich Tiedau, Deutsche Kulturpolitik in Belgien 1914–1918 (erscheint Anfang 2005).

Ulrich Tiedau, University College London, Dept. of Dutch, Gower St, London WC1E 6BT, E-Mail: u.tiedau@ucl.ac.uk.

Kriegserfahrung und Kriegserzählung

Versuch über den Kriegsroman der Weimarer Republik

von Matthias Schöning

Krieg, das ist nicht die Negation des Lebens schlechthin – wie Remarque einmal gesagt hat. Krieg ist ein sozialer Zustand, der viele Einzelne das Leben kostet und eine Großzahl derjenigen, die er überleben lässt, an Leib und Seele versehrt. Im Zwanzigsten Jahrhundert allerdings nimmt das Töten Formen an, dass man versteht, wie Remarque zu seiner Einschätzung kommen konnte. Zwar sind es im Ersten Weltkrieg vor allem noch Soldaten, keineswegs ausschließlich, aber primär, die ihm zum Opfer fallen. Diese allerdings haben an Teilen der Westfront mit infernalischen Situationen zu rechnen. Doch auch jenseits der zu trauriger Berühmtheit gelangten Schlachtorte gilt: Der je einzelne Frontsoldat (vgl. Lehmann, von der Vring), aber auch der einfache Armierungssoldat (vgl. Beradt) oder Sanitäter (vgl. Frey) haben objektiv gesehen vom Krieg nicht viel zu erwarten. Zumal wenn sie nicht Berufssoldaten sind, sondern im Zuge einer allgemeinen Mobilmachung oder als mobilisierte Freiwillige aus ihrer zivilen Existenz gerissen und einer militärischen Organisation eingegliedert werden, in der kaum etwas von dem, was sie vorher ausgemacht hat, noch gilt. Selbst die genaue Inversion bestätigt dies: Wie zum verzweifelten Protest gegen einen unbestreitbaren Sachverhalt konstruiert z.B. Walter Bloem einen ganzen Roman um die Figur eines Zuchthäuslers, dessen zivile Existenz nach einem Totschlag ruiniert ist, der nun aber im Krieg zunächst soziale Anerkennung, dann eine treue Frau und am Ende auch die Bürgerrechte wieder erlangt.

Verschiedenen Hoffnungen, die unterschiedliche Typen von Frontkämpfern hegen mögen, steht die hohe Wahrscheinlichkeit gegenüber, das Leben als namenloser Soldat in einem anonymen Massengrab zu beenden. Trotzdem konnte dieser Krieg – wie andere – geführt werden, ohne dass die Soldaten frühzeitig in Scharen weggelaufen wären. Es lässt sich schlecht direkt fragen: „Wieso gingen sie hin?“. Das kann auch eine multifaktorielle Erklärung nur im Einzelfall beantworten. Dennoch steht am Horizont der Kriegs- wie der Friedensforschung eine sozialphilosophische Grundfrage: Wie kommt es überhaupt, dass sich je Einzelne als Glieder eines Kollektivkör-

pers ansprechen lassen und bereit finden, ihr Leben zugunsten eines Ganzen, das nur metaphorisch überhaupt „lebt“, aufs Spiel zu setzen? Sprachphilosophisch gewendet: Wie sind Sprechakte organisiert, die je Einzelne als Glieder eines Kollektivkörpers ansprechen?

Die engere Frage, zugeschnitten auf den Kriegsroman der Weimarer Republik, kann es sich leichter machen und direkt von den bekannten und weniger bekannten (vgl. die Literaturhinweise) Texten ausgehen und von ihren spezifischen Bezugsproblemen aus nach der Kriegserfahrung und ihrer Sozialdimension fragen.

Meine These lautet folgendermaßen: Das zentrale *Thema* des Kriegsromans der Weimarer Republik ist nicht primär die physische Gewalt des industrialisierten Krieges (vgl. Hüppauf 181 u. 185), sondern vielmehr seine untergründige soziale Zerstörungskraft. An der Front wie in der Heimat gilt mit zunehmender Kriegsdauer: anstatt Klassen, Generationen und Geschlechter zusammenzuschweißen, wie es der Chor der Apologeten kontra-faktisch immer wieder beschwört, treibt der Krieg das Soziale mehr und mehr an den Rand eines *bellum omnium contra omnes* (Th. Hobbes). Diese Diagnose stellt Martin Beradt explizit. Bei anderen Autoren, insbesondere auf der politischen Rechten (vgl. nur Bloem und Lehmann), scheint diese Gefahr mehr oder weniger deutlich durch – der programmatische Solitär Ernst Jünger kultiviert sie sogar für sich –, so dass man den Eindruck gewinnt, dass sie ausgesprochen-unausgesprochen dagegen anschreiben. In jedem Fall erweist die genaue Lektüre, dass gegenläufig zur Ideologie in der Kriegsdarstellung Motive reüssieren, die von einer tatsächlich fragilen Konstitution der programmatischen Volksgemeinschaft künden. Der Gemeinschaftsradikalismus der Zwanziger Jahre, der die Zerrüttung der sozialen Bindekräfte geschichtsphilosophisch oder biologistisch übertönt, scheint hier einen Teil seiner Motivation zu erhalten.

Für die Untersuchung der Kriegsliteratur der Weimarer Republik, die über Themen hinaus auf *textuelle Strategien* und *diskursive Kontexte* zu schauen hat, ergeben sich aus dem Skizzierten folgende Fragen (deren Beantwortung

freilich den Rahmen dieses Textes sprengen würde): Kollektivsubjekte konstituieren sich nicht zuletzt als „Erinnerungsgemeinschaften“, die sich angesichts einer fortwährenden Vergangenheit kommunikativ reproduzieren. Was aber passiert, wenn die Bedingungen für Gemeinschaftsentwürfe äußerst prekär sind, weil sich trotz hoher Nachfrage kein kollektiv verpflichtendes Ziel etablieren lässt? Wie kompensieren Texte die Instabilität der Kommunikationssituation? Wie autorisieren sie sich? Wie formen sie ihre Adresse?

Zur Erläuterung: So einfach es während und vor allem zu Anfang des Krieges fernab der Front war, populäre Bilder von einer in ihrer Feindschaft geeinten Nation zu entwerfen, so umstritten ist jede nachträgliche Stellungnahme, selbst wenn sie nicht mehr für sich beansprucht, als authentischer Bericht aus individueller Perspektive zu sein. Der sogenannte „Geist von 1914“ hat keineswegs all jene Personen wirklich erfasst, die er programmatisch einschließt, immerhin aber konnte er überhaupt formuliert werden. Nach dem Krieg sieht sich jede Behauptung einer kollektiv verpflichtenden Perspektive dem Widerspruch vieler ebenso lautstark artikulierter Gegenpositionen ausgesetzt. Und das ist nicht nur faktisch so. Viel wichtiger: Die Divergenz der Standpunkte, die Uneinigkeit in der Deutung des Kriegs wird in den Texten als historische Voraussetzung reflektiert und verschmilzt mit der untergründigen Kriegserfahrung zu einem Bezugsproblem, das Werke verschiedenster Provenienz übergreift.

Die Kommunikationssituation, der *diskursive Kontext* im letzten Drittel der Weimarer Republik, in dem die Masse der Kriegsromane erscheint, bestätigt die soziale Desintegration, welche die Literatur als Kriegserfahrung artikuliert und verwickelt sie zugleich in eine kompakte Aporie. Teilnehmer, Hinterbliebene und Zuspätgekommene verlangen nach einer sinnförmigen Deutung ihres persönlichen Schicksals (vgl. Müller). Eine solche verallgemeinernde Deutung aber muss mit ihrem (notwendigerweise) präntendierten Geltungsanspruch dem Inhalt der Erfahrung, der tatsächlichen Desintegration, performativ widersprechen. Der aporetische Charakter der Kommunikationssituation bleibt auch dann erhalten, wenn man die Kriegserfahrung nicht essentialistisch deutet,

sondern allein als Reflex der Kommunikationssituation interpretiert. Die Autoren sehen sich dann dem Problem konfrontiert, entweder die Authentizität der dargestellten Erfahrung hervorzuheben, dann aber müssen sie mit Kritikern rechnen, die diese als kontingenten Einzelfall marginalisieren, oder sie reklamieren Repräsentativität, stilisieren ihre Texte entsprechend und peilen einen weiten Adressatenkreis an, dann müssen sie mit den Einsprüchen vieler Kriegsteilnehmer rechnen, denen andere Ereignisse vor Augen stehen (vgl. Hüppauf 179f.; Vollmer, 25). Ein Blick in die vielfachen Vorworte zu den stilisierten Erinnerungsbüchern und Romanen belegt, dass das Doppelpromblem *Perspektivität des Erzählers* und *Partikularität des Adressatenkreises* geradezu das Epizentrum des Kriegsdiskurses bezeichnet.

Der Begriff des Epizentrums wurde mit Bedacht gewählt, denn das in ihm angespielte Verhältnis zwischen einer opaken, tief liegenden Ursache und einem wahrnehmbaren, auf der Oberfläche lokalisierten Wirkungszentrum gibt einen ersten Fingerzeig in Richtung Auflösung der Aporie. Epizentrum des Diskurses kann der genannte Problemkomplex nämlich heißen, weil er sich textuell und kommunikativ auskristallisiert, seine mutmaßlichen, nur näherungsweise (re-)konstruierbaren Impulse aber aus einer nicht voll durchsozialisierten Tiefenschicht stummen Erlebens erhält. Zwischen diesen beiden Ebenen aber, namentlich zwischen Erlebnis und Erfahrung, muss strikt unterschieden werden. Das mutmaßliche Erleben soll dabei nicht konstruktivistisch enteignet werden, aber es ist zu betonen, dass es stets nur über den Umweg einer Artikulation auf der diskursiv strukturierten Oberfläche sinnförmig – und das heißt auch erfahrungsförmig – zu werden vermag. Die Aporie erweist sich dann weniger als Sackgasse, denn als komplexes und stimulierendes Bezugsproblem, in das vergangenes Erleben und aktuelle Kommunikationsanforderungen gleichermaßen eingehen.

Es geht also der literaturwissenschaftlichen Analyse nicht darum, die literarischen Texte zu historischen Quellen zu degradieren, um in erfahrungsgeschichtlicher Absicht an das schlecht dokumentierbare Kriegserlebnis selbst heranzukommen, sondern einen erfahrungs- wie diskursgeschichtlich anschlussfähigen Interpretationsrahmen zu entwerfen, um den Texten in-

haltlich wie formal gerecht zu werden. Klarerweise bilden die Texte, daher sind sie als Quelle für die Konstruktion vergangener Erfahrung nur schwierig handhabbar, nicht das persönliche Erleben ab. Vielmehr ist genau das Gegenteil der Fall: die literarischen Texte sozialisieren dieses Erlebnis. Die Literatur transformiert das Erlebnis, das – systemtheoretisch formuliert – aufgrund der ökologischen Differenz von Kommunikation und Bewusstsein als es selbst sozial folgenlos bleiben muss, in artikulierbare Erfahrung. Und sie tut das, indem sie das ursprünglich private Erleben in eine Sprache übersetzt (die zugleich ein soziales Gut ist und Spielraum für individuelle Akzente lässt), es mit anschlussfähigen Selbstbildern verknüpft und der Beobachtung von Zeitgenossen aussetzt. Die abschließende Transformation, die dabei vollzogen wird, ist die von der Ereignisförmigkeit (referentielle Dimension: „und dann, was passierte dann?“) zur Sinnförmigkeit („na und?“), denn ohne eine solche „Evaluation“ bleibt auch die ereignisreichste Geschichte pragmatisch unbefriedigend (Martinez/ Scheffel, 146 u. 156).

Doch unter den besonders prekären Bedingungen der späten Weimarer Republik, unter denen gesellschaftlich weitgehend gültige Interpretationen sozialer Sachverhalte kaum zu haben sind, nimmt diese Transformation problematische Formen an. Das Verhältnis zwischen privatem Erleben und sozialem Sinn ist zu spannungsreich. Dieser Umstand erschwert es einerseits, die Erfahrung als Erfahrung zu exponieren und Sinnangebote daraus behutsam abzuleiten, mit dem Ergebnis, dass referentielle und pragmatische Dimension oft unvermittelt nebeneinander stehen. Andererseits verleitet dieser Umstand wiederum die Rezipienten, auf Deutungen regelmäßig mit Motivverdacht zu antworten. Man traut einander nicht und schenkt deshalb auch den Informationen zur Sache („und dann, was passierte dann?“) keinen Glauben, sondern klopft die Kommunikationsofferten auf der Mittelungsseite nach verätherischen Stellen ab („na und? warum erzählt er das?“). – So schließt sich der Kreis, den ich als Interpretationsrahmen der erzählenden Kriegsliteratur der Weimarer Republik exponieren will: Thema und Kommunikationssituation der Texte korrespondieren hinsichtlich der sozialen Lage, die sie einerseits darstellen und

der sie andererseits ausgesetzt sind. Weil diese Lage problematisch ist (Desintegration), erschwert das die Leistung dieser Literatur, die in der Sozialisierung des Kriegserlebnisses besteht: dargestellte Ereignisse und Deutungsangebote decken sich nicht. Zeitgenössische Leser und wissenschaftliche Interpreten stehen vor der Aufgabe, die in den Texten unter der Hand formulierten Erfahrungen mühsam von der vordergründigen Programmatik abzuheben.

Literatur

Beradt, Martin, *Schipper an der Front* (1929; EA 1919 u. d. T. *Erdarbeiter*), Hamburg 1985.

Bloem, Walter, *Frontsoldaten*, Leipzig/Zürich 1930.

Frey, Alexander Moritz, *Die Pflasterkästen. Ein Feldsanitätsroman* (EA 1929), Leipzig/Weimar 1984.

Glaeser, Ernst, *Jahrgang 1902* (EA 1928), Kronberg/Ts. 1978.

Jünger, Ernst, *In Stahlgewittern. Aus dem Tagebuch eines Stoßtruppführers*, 5. neu bearb. u. erw. Aufl. Berlin 1924.

Lehmann, Friedrich, *Wir von der Infanterie*, München 1929.

Remarque, Erich Maria, *Im Westen nichts Neues* (EA 1928/29), Köln 1987.

von der Vring, Georg, *Soldat Suhren. Die Geschichte des unbekanntesten deutschen Soldaten*, Zürich 1927.

Hüppauf, Bernd, „Kriegsliteratur“, in: Gerhard Hirschfeld u. a. (Hg.): *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*, Paderborn 2003, 177–191.

Martinez, Matthias/Scheffel, Michael, *Einführung in die Erzähltheorie*, München 2003.

Müller, Hans-Harald, „Bewältigungsdiskurse. Kulturelle Determinanten der literarischen Verarbeitung des Kriegserlebnisses in der Weimarer Republik“, in: B. Thoß/H.-E. Volkmann (Hg.), *Erster Weltkrieg – Zweiter Weltkrieg. Ein Vergleich: Krieg, Kriegserlebnis, Kriegserfahrung in Deutschland*, Paderborn u. a. 2002, 773–781.

Schöning, Matthias, „Individuelle Erfahrung und soziale Adressierung. Bezugsprobleme des Kriegsromans der Weimarer Republik“, in: Ulrich Bröckling u. a. (Hg.), *Disziplinen des Lebens*.

Zwischen Anthropologie, Literatur und Politik, Tübingen 2004, 111–127.

Vollmer, Jörg Friedrich, *Imaginäre Schlachtfelder. Kriegsliteratur in der Weimarer Republik; eine literatursoziologische Untersuchung*, Digitale Diss., FU Berlin 2003: <http://darwin.inf.fu-berlin.de/2003/232/>

Dr. Matthias Schöning, Universität Konstanz, Forschungszentrum und FB Literaturwissenschaft, Postfach 5560 D 164, D-78457 Konstanz, E-Mail: Matthias.Schoening@uni-konstanz.de; Homepage: <http://www.uni-konstanz.de/FuF/Philo/LitWiss/Germanistik/>

Dum-Dum-Geschosse aus Tinte

Der politische Publizist Ludwig Stein und der Erste Weltkrieg

von Peter Hoeres

Der deutsch-jüdische Publizist Ludwig Stein (1859–1930) ist von der Forschung bisher sträflich vernachlässigt worden, obwohl er nicht nur philosophische Bücher geschrieben hat und eifriger Beiträger für Zeitungen wie die *Vossische* und die *B.Z.* gewesen ist, außerdem Gründer des *Archivs für Philosophie* und Herausgeber der von ihm 1912 erworbenen politischen Zeitschrift *Nord und Süd*, die auf prominente Autoren zählen durfte. Darüber hinaus war er ein ausgesprochener „Networker“; so unterhielt er engste Kontakte zu den Reichskanzlern Bülow – der Politik der „mittleren Linie“ verlieh er den Namen – und Bethmann Hollweg, pflegte Kontakte zu den britischen Politikern Haldane und Balfour und gründete 1915 mit dem Nationalliberalen Bassermann die von Ludendorff als „Jakobinerklub“ gebrandmarkte Mittwochs-Gesellschaft, in welcher er Anhänger aller politischen Strömungen zusammenführte – wo sonst kamen einmal Moltke, von Kluck und führende Sozialdemokraten auf einer Abendgesellschaft zusammen? Auch in der Welt der Geister hatte er zahlreiche Bekannte, von Emile Boutroux über Harry Graf Kessler bis Theodor Herzl. Während des Krieges startete er diplomatische Initiativen nach Italien, Frankreich und Amerika, und auch nach dem Krieg geriet sich das Sprachgenie bei dem von ihm so geliebten politischen Frühstück als Wegbereiter der internationalen Wiederannäherung und war unter anderem an der Anbahnung des Vertrags von Rapallo beteiligt.

Die Zurückhaltung der Geschichtswissenschaft scheint in den selbstherrlichen, eitlen und unübersehbar zur Selbstüberschätzung neigenden Memoiren Steins begründet zu liegen, deren Auswertung große quellenkritische Vorbehalte verlangt. Sein Nachlass ist so spär-

lich erhalten, dass er kaum weitere Auskunft gibt. Daher muss man die Hinterlassenschaften seiner zahlreichen Gesprächspartner befragen, die aber oft die Mittlerrolle Steins im Dunklen lassen. So erwähnt Bernhard von Bülow Stein in seinen umfangreichen Memoiren kein einziges Mal, obwohl Stein dessen enge Freund- und Ratgeberschaft betont und auch tatsächlich zahlreiche Briefe in seinen eigenen Erinnerungen abdruckt. Dagegen bestätigt der amerikanische Botschafter in Berlin während des Ersten Weltkrieges, James W. Gerard, Steins Vermittlerrolle im März 1916 nach dem Beschuss des Passagierdampfers „Sussex“, bei dem auch drei Amerikaner verunglückt waren; damals konnte der Kriegseintritt der USA noch einmal verhindert werden.

Am ehesten vergleichbar ist Steins politisches Engagement vielleicht mit Josef von Ferenczys oder dem Gründer des Weltwirtschaftsforums Klaus Schwab, die ihre politische Aufgabe ebenfalls eher im Zusammenbringen von Entscheidern sehen und dabei selbst in den Kulissen verblieben. Stein stammte allerdings aus einem „alten Gelehrtenengeschlecht“ und entdeckte seine Berufung zunächst in der Philosophie. Und hier ist der zweite Grund für die Vernachlässigung Steins zu sehen. Denn als Philosoph und Soziologe (Stein war zwischen 1909 und 1911 Generalsekretär des „Institut international de Sociologie“) hat Stein, zumindest in der Nachwelt – immerhin hörten Lenin und Trotzki seine Vorlesungen –, keine Anerkennung gefunden, dafür wirkt seine Philosophie des „sozialen Optimismus“ zu oberflächlich und cursorisch.

Aber nicht allein wegen der diplomatischen und politischen Bedeutung Steins lohnt die Beschäftigung mit ihm. Sein politisches und pu-

blizistisches Wirken macht besonders deutlich, wie und warum der „Krieg der Geister“ 1914 auch diejenigen erfasste, von denen man es zunächst keineswegs erwartet hätte. Denn nicht nur konservative und alldeutsche Schriftsteller, Publizisten und Wissenschaftler standen an vorderster Front der intellektuellen Schlachtlinie. Gerade Liberale und Linksliberale machten nach Kriegsausbruch geistig mobil. Am Beispiel Steins kann man verfolgen, wie ein pazifistisch orientierter Intellektueller in den Bann des Ersten Weltkrieges geriet.

Stein war in Ungarn geboren worden, in den Niederlanden zur Schule und in Berlin auf die Universität gegangen, wo er zur liberalen „Freien wissenschaftlichen Vereinigung“ gehörte; in Zürich hatte er sich 1886 habilitiert und war dort 1889 Professor und Schweizer Staatsbürger geworden. 1891 hatte Stein dann den Ruf auf eine Philosophieprofessur in Bern angenommen. Er verstand sich selbst als Pazifist und Gegner von Militarismus und Nationalismus. Seine Bemühungen als früher Befürworter eines Völkerbundes galten in der Vorkriegszeit der internationalen, in erster Linie europäischen Verständigung und Aussöhnung, innenpolitisch suchte er nach Wegen der Integration der Arbeiterschaft auf dem Wege sozialer Reformen. Den russischen Zaren Nikolaus hielt er für einen Vollstrecker der Kantischen Friedensschrift, Wilhelm II. für einen Friedenskaiser, was angesichts der relativ langen Friedensperiode nach 1900 eine nicht unübliche Bewertung war. Nietzsche, der in Großbritannien neben Treitschke und General von Bernhardt als einer der deutschen Erzbösewichte im Ersten Weltkrieg galt, unterzog Stein einer kritischen Analyse, die er 1893 unter dem Titel „Friedrichs Nietzsches Weltanschauung und ihre Gefahren“ veröffentlichte.

1910 gab Stein auf den Rat des Naturwissenschaftlers und Philosophen Wilhelm Ostwald seinen Lehrstuhl in der Schweiz auf und siedelte nach Berlin über. Dort wurde er nicht nur publizistisch aktiv, sondern knüpfte auch vielfältige Kontakte zu in- und ausländischen Politikern in der Reichshauptstadt. Diese nutzte er, als er nach der erfolglosen Haldane-Mission 1912 versuchte, den festgefahrenen deutsch-britischen Dialog durch eine von Deutschen und Briten belieferte Verständigungsnummer seiner Zeitschrift *Nord und Süd* in einer Auflage

von 200.000 Exemplaren zu beleben. Nach dem Attentat von Sarajewo vermochte Stein keine unmittelbare Kriegsgefahr zu erkennen; als dann aber tatsächlich die Lichter in Europa ausgingen, war er keineswegs so euphorisch wie viele andere Publizisten, welche die Katharsis des Krieges als politischen, sozialen oder auch ästhetischen Ausbruch aus der Lähmung der Vorkriegszeit empfanden. Wenn in vielen Arbeiten der letzten Jahre das Augusterlebnis auf dem Lande und bei den Unterschichten stark relativiert worden ist, so zeigt das Beispiel von Ludwig Stein im Hinblick auf die Bildungsbürger, dass auch in dieser Schicht keineswegs alle vom Kriegsrausch erfasst wurden.

Gleichwohl machte jetzt auch Stein publizistisch mobil. In seiner Zeitschrift attackierte er den britischen Imperialismus und das auf Egoismus und Utilitarismus basierende britische Staats- und Gesellschaftssystem. Angesichts der Tatsache, dass Stein zu den Rezipienten Herbert Spencers gehörte und später in seinen Memoiren stolz ein anerkennendes Schreiben des englischen Soziologen präsentierte, verwundert dieses Einschwenken auf die gängige deutsche antienglische Kritik, die in der Tradition der Utilitarismus- und Individualismuskritik stand. Max Schelers diffizile Kritik am englischen Wertesystem wurde hier reproduziert. England galt den deutschen Intellektuellen als Hauptgegner, da Russland als nicht satisfaktionsfähig und Frankreich als dekadent empfunden wurde. Auch Stein hielt Frankreich nicht für einen ernstzunehmenden Gegner, seine Schwäche zeige sich in seinem Feminismus und seiner demographischen Fehlentwicklung. Das panslawistische Russland, von Untertanenmentalität, Sentimentalismus und politischem Mystizismus bestimmt, erklärte Stein allerdings zum Hauptfeind, zum Zarenreich sei der innereuropäischer Gegensatz am schärfsten ausgeprägt. Bei aller Sprunghaftigkeit seiner Argumentation, hielt Stein doch letztlich an der Vorstellung eines europäischen Kultursystems fest, zeitweilig durch den populären Mitteleuropa-Gedanken modifiziert. Seine Angst nährte sich aus der innereuropäischen Zerfleischung, als deren Nutznießer er die „gelbe Rasse“ ausmachte. Europa sei verblendet, die gelbe Gefahr nicht sehend, renne es in das eigene Verderben. Dabei geriet Stein jedoch nicht in Hoffnungslosigkeit, dem stand sein geschichtsphilosophi-

scher Fortschrittsoptimismus entgegen. Dieser basierte auf der Apotheose einer kulturalistisch konzipierten „weißen Rasse“. Steins weltanschauliche Orientierung kann man als eurozentrischen Kulturimperialismus kennzeichnen. Damit ist seine Ideologie benannt, nicht aber seine Motivation im „Krieg der Geister“. Warum beteiligte sich der Verständigungspolitiker so intensiv an der publizistischen Mobilisierung?

Aufschlussreich für die Beantwortung dieser Frage ist ein Artikel aus Steins Feder mit dem Titel „Dum-Dum-Geschosse aus Tinte“, erschienen Ende 1914 in Nr. 151 von *Nord und Süd*. Der Titel spielte auf die seit der Haager Konferenz von 1899 verbotenen Dum-Dum-Geschosse an, die wegen ihrer abgefeilten oder aufgebohrten Geschossspitze im Körper des Getroffenen schwere Verwundungen verursachen. England hatte diese Deklaration freilich nicht unterzeichnet. Stein prangert in dem Artikel die Propagandatätigkeit des „verantwortlichen Direktors des politischen Welt-Concerns zur Erwürgung Zentral-Europas, Sir Edward Grey“ an. In Analogie zu den Geschossen bezichtigt er den britischen Außenminister der Verwendung illegaler Propagandatätigkeit in den neutralen Ländern. Während die Briten mit der Kappung der von ihnen kontrollierten überseeischen Telegraphenleitungen und ihrer geschickten Propagandatätigkeit die Neutralen infiltrierten, stünde die Propagandawaffe den lakonischen Deutschen nicht zur Verfügung: „In der Handhabung der Feder d.h. in der skrupelosen ‚Aufmachung‘ sind wir ihm [dem Feind] nicht gewachsen.“ Stein fordert nun, vom Feinde zu lernen, die „zweite Einkreisung durch das Weltkabelnetz der Lüge“ nicht hinzunehmen: „Schießen jene mit der Lüge, so wir mit der Wahrheit, die auf die Dauer wirksamer ist und sich mit der Zeit durchsetzen muss.“ Die Deutschen sieht Stein auch in der Welt der Worte und Gedanken von Feinden umgeben. Seine Gegenwehr, auch hierin typisch für die deutsche Weltkriegspublizistik, drapiert er rhetorisch mit einem universalistischen Sendungsnationalismus, der jedoch nicht die Weltherrschaft, sondern eine uneigennützig „Weltorganisation“ anstrebt. Letztlich war dieser Nationalismus defensiv motiviert. Denn tatsächlich befanden sich die vor Kriegsausbruch hochgeachteten deutschen Schriftsteller und

Gelehrten auf einmal in die Ecke gedrängt. Die internationale Gelehrtenrepublik stellte sie vor die Alternative, ausgeschlossen zu werden oder sich von ihrem Vaterland zu distanzieren. Demgegenüber sahen die deutschen Intellektuellen den einzigen Ausweg in einer scharfen Gegenwehr. Da dies ihre eigene Situation nur noch prekärer machte, wurde die Spirale des „Kriegs der Worte“ erst recht in Gang gesetzt.

Und noch ein zweites Motiv muss man für Steins Selbstmobilisierung hervorheben. Es ist das Gefühl, gegenüber den kämpfenden Soldaten im moralischen Hintertreffen zu sein und ohne sinnvolle Aufgabe zu Hause verharren zu müssen. 1915 hat er dieses Gefühl in einem Artikel unter der Überschrift „Durchhalten“ zum Ausdruck gebracht: „Die Schützengräben der Zuhausegebliebenen heißen: Selbstbescheidung, Einschränkung, Verbannung alles Entbehrlichen, Herabsetzung der Lebenshaltung, Herabstimmung und Dämpfung unseres öffentlichen Auftretens, da wir zu jeder Stunde derer eingedenk sein müssen, die draußen Blut und Leben für uns lassen.“ Und kategorisch stellt er fest: „Es wird durchgehalten, und zwar bis zum letzten Atemzug, innerhalb der Front und außerhalb der Schützengräben.“ (*Nord und Süd*, Nr. 153) Doch Selbstbescheidung und Durchhalten waren für einen so aktiven Mann wie Stein zu wenig. Mit der Feder versuchte er daher auszugleichen, was er im Schützengraben nicht leisten durfte. Und so meinte er in einer Aufzählung von sieben überlegenen deutschen Waffen feststellen zu können: „Die Feder ist unsere siebente Waffe“ (*Nord und Süd*, Nr. 151).

Beide Motive, das der Gegenwehr und das der Kompensation (bei den Älteren oder Untauglichen), sind typisch für das Engagement der deutschen Schriftsteller und Gelehrten im Ersten Weltkrieg. Bei Ludwig Stein treten sie aber wegen seines Engagements, mit dem er sich vor und wieder nach dem Krieg für Frieden und Verständigung einsetzte, besonders deutlich hervor. Im Gegensatz zu anderen, die im Krieg die Waffe der Feder schwangen, schienen Stein seine Kriegsartikel jedoch ex post etwas peinlich gewesen zu sein. So betonte er später, dass er seine philosophische Zeitschrift für ausländische und fremdsprachige Beiträge offengehalten habe und auch dem berühmten-berühmten „Aufruf an die Kulturwelt!“ entgegengetreten sei; 93 weltberühmte

deutsche Intellektuelle hatten im Oktober 1914 in diesem Aufruf ihre Solidarität mit dem deutschen Heer bekundet und jegliche Kriegsverbrechen beim deutschen Vormarsch gezeugnet. Von Steins identifikatorischem Engagement für die Mittelmächte ist nicht mehr die Rede. Er selbst erklärte dies, nachdem er auf eine Edition seiner Artikel für die B.Z. verzichtet hatte, so: „Der Versuchung, die ‚Diplomaticus-Aufsätze‘ [Steins Pseudonym] nach dem Kriege zu sammeln und als Buch herauszugeben, widerstand ich aus der Erwägung heraus, dass man nach dem Kriege alles streichen und vergessen müsse, was sich kriegspsychotisch in allen Ländern publizistisch ausgewirkt hat.“ („Aus dem Leben eines Optimisten“, S. 222).

Literatur:

Rüdiger vom Bruch, *Weltpolitik als Kulturmission. Auswärtige Kulturpolitik und Bildungsbürgertum in Deutschland am Vorabend des Ersten Weltkrieges*, Paderborn u. a. 1982.

Peter Hoeres, *Krieg der Philosophen. Die deutsche und die britische Philosophie im Ersten Weltkrieg*, Paderborn u. a. 2004.

Endre Kiss, „Zum Porträt Ludwig Steins“, in: *Archiv für Geschichte der Philosophie* 70 (1988), S. 237–244.

David Koigen, „Ludwig Stein zum 70. Geburtstag“, in: *Archiv für systematische Philosophie und Soziologie* 23 (1929) (= Festgabe für Ludwig Stein zum 70. Geburtstag), S. 1–12.

Ludwig Stein, *Friedrich Nietzsches Weltanschauung und ihre Gefahren*, Berlin 1893.

Ders., *Das Ideal des „ewigen Friedens“ und die soziale Frage. Zwei Vorträge*, Berlin 1896.

Ders., *Kant und der Zar*, in: *Die Zukunft* 25 (1898), S. 106–112.

Ders., *Aus dem Leben eines Optimisten*, Berlin 1930.

Nord und Süd. Monatsschrift für internationale Zusammenarbeit, Nr. 1 (1877) ff., Berlin.

Dr. des. Peter Hoeres M.A., Historisches Seminar, Domplatz 20–22, 48143 Münster, E-Mail: hoeres@uni-muenster.de

Ausgewählte Beiträge zum Thema »Gesellschaftsgeschichte des Kriegs«
aus den letzten Jahrgängen der Zeitschrift des Hamburger Instituts für Sozialforschung

Mittelweg 36

3/2004

Jan Philipp Reemtsma
Zwei Ausstellungen

2/2004

Regina Mühlhäuser
Sexuelle Gewalt als Kriegsverbrechen: eine Herausforderung für die Internationale Strafrechtsbarkeit.
Auswahlbibliographie

1/2004

Ulrike Jureit
»Zeigen heißt verschweigen.«
Die Ausstellungen über die Verbrechen der Wehrmacht

Gerd Hankel

»Ich habe doch nichts gemacht.« Ruandas Abschied von der Kultur der Straflosigkeit

5/2003

Götz Aly
Die Deportation der Juden von Rhodos nach Auschwitz.
Die deutsche Kriegsplanung im Sommer 1944

4/2003

Klaus Naumann
Bombenkrieg – Totaler Krieg – Massaker. Jörg Friedrichs Buch »Der Brand« in der Diskussion

3/2003

Nikola Tietze
Selbstmordattentate: Ein Literaturbericht

2/2003

Bernd Greiner
Zwischen »Totalem Krieg« und »Kleinen Kriegen«. Überlegungen zum historischen Ort des Kalten Krieges

Mark Mazower

Gewalt und Staat im Zwanzigsten Jahrhundert

1/2003

Alf Lüdtke
»Fehlgreifen in der Wahl der Mittel«. Optionen im Alltag militärischen Handelns

6/2002

Jan Philipp Reemtsma
Über den Begriff
»Handlungsspielräume«

Ulrich Herbert

Vergeltung, Zeitdruck, Sachzwang. Die deutsche Wehrmacht in Frankreich und in der Ukraine

5/2002

Anton Holzer
Das elektrische Auge. Das Licht, die Fotografie und der Krieg

3/2002

Klaus Naumann
»Soldaten sind Mörder«. Erkundungen auf dem Feld der Ehre

Bernd Greiner

Die »dritte Linie«. Der Schriftsteller Don DeLillo als Historiker



Vietnam 1968, Fotograf unbekannt.

2/2002

Rolf Pohl
Massengewalt. Zum Verhältnis von Krieg und männlicher Sexualität

1/2002

Bernd Greiner
Der Wandel von einer Zivil- in eine Kriegsgesellschaft. Pearl Harbors langer Schatten

6/2001

Christopher Daase
Zum Wandel der amerikanischen Terrorismusbekämpfung. Der 11. September und die Folgen

5/2001

Gaby Zipfel
»Blood, sperm and tears.« Sexuelle Gewalt in Kriegen

4/2001

Michael Wildt
»Der muß hinaus! Der muß hinaus!« Antisemitismus in deutschen Nord- und Ostseebädern 1920 – 1935

Jan Philipp Reemtsma

»Man wird Bürger, damit man Mensch sein könne.« Über das Recht der Desertion

3/2001

Bernd Greiner
Der kurze Sommer der Anarchie. Zur Rolle der amerikanischen Presse während des Vietnamkrieges

Klaus Naumann

Das nervöse Jahrzehnt. Krieg, Medien und Erinnerung am Beginn der Berliner Republik

»Mittelweg 36« erscheint seit 1992 zweimonatlich zum Preis von € 9,50 plus Versandkosten. Jahresabonnement € 48,- plus Versandkosten. Sie erhalten die Zeitschrift im Buchhandel oder direkt über die Redaktion: »Mittelweg 36«, Mittelweg 36, 20148 Hamburg, Tel.: 040/414097-0, Fax.: 040/414097-11, e-mail: zeitschrift@mittelweg36.de, homepage: www.mittelweg36.de

WISSENSCHAFTLICHE PROJEKTE

„... verfallen mit Haut und Haar“? NS-Elite und Hitler (Dissertation)

von Karl-Günter Zelle

Hitlers Aufstieg zur Macht, ihr Erhalt und ihre Ausweitung wären nicht denkbar gewesen ohne die begeisterte Unterstützung eines zunehmenden Teils der Bevölkerung, die jedoch nicht einer realen Person, sondern einem sorgfältig fabrizierten *Hitler-Mythos* galt, hinter der die Person Hitlers verborgen blieb. Aber ebenso entscheidend war die Ebene derer, die unmittelbaren Zugang zu ihm hatten und seine Ziele für ihn und mit ihm verwirklichten, und die auch den privaten Hitler erlebten, also einen Hitler-Mythos hätten durchschauen können. In dieser Arbeit soll untersucht werden, wie Personen aus der Machtelite des Dritten Reiches sich zu Hitler verhielten, ob und wie sie an ihn als den Führer glaubten, wie sie sich mit seiner Ideologie auseinandersetzen, wie sie Konflikte mit Hitler durchstanden oder diesen auswichen und schließlich, ob und wie sie zu einer Ablösung von Hitler gelangten. Auch wenn wir uns mit Persönlichkeiten aus der *NS-Elite* beschäftigen, so geht es letztlich um Adolf Hitler als deren Mittelpunkt.

Wir behandeln in dieser Arbeit sechs Männer, die während der Dauer des Dritten Reiches oder wenigstens während einiger Jahre sich an Schaltstellen der Macht befanden: Joseph Goebbels, Heinrich Himmler, Hermann Göring, Albert Speer, Hjalmar Schacht, Alfred Jodl.

Die Fragestellung ist neu: Es werden Verhaltensweisen einer Elite im Dritten Reich analysiert und beschrieben, es werden Gleichartigkeiten und Unterschiede herausgearbeitet. Insbesondere Konflikt, Illusion und Ablösung erscheinen als Kategorien, die im Zusammenhang mit der *NS-Elite* bisher wenig Aufmerksamkeit gefunden haben.

Dieser Blickwinkel ist produktiv auch auf der Ebene der Einzelbiographie: Wenn die Aufgabe einer Biographie darin besteht, das Handeln der Person aus der Zeit und aus den persönlichen Umständen heraus zu erklären, so erscheint dies etwa für Goebbels, Göring oder Schacht bisher kaum befriedigend gelöst. Hier ist ein viel stärkerer Bezug zu Hitler herzustellen, und es dürfen nicht nur die üblicher Weise in den Vordergrund gestellten Kategorien des

Machtstrebens, des Glaubens an den Führer und der Treue betrachtet werden. In gleicher Weise müssen auch die schweren inneren Konflikte behandelt werden, die sich aus der Gefolgschaft zu Hitler ergaben.

Die Methoden der Geschichtsschreibung reichen für diese Fragestellung nicht aus, die der Psychologie und Sozialpsychologie sind zusätzlich heranzuziehen: die Theorien der *Kognitiven Dissonanz* und der *Psychodynamik* bieten geeignete Begriffsbildungen und Modelle, mit denen sich diese inneren Konflikte beschreiben und deuten lassen. Diese Kombination ist ein neuer, bisher wenig entwickelter Ansatz.

Erforderlich ist zwar die Analyse von biographischem Material, allerdings nicht in der Form vollständiger Parallel-Biographien. Vielmehr genügt es, einzelne charakteristische Begebenheiten herauszugreifen und möglichst genau im Sinne unserer Fragestellungen zu analysieren. Dabei erscheinen Handlungsmuster und Beweggründe häufig in anderer Beleuchtung als in den vorliegenden Biographien, von denen unsere Darstellung deutlich abweichen wird.

Goebbels erscheint in neuem Licht, zwar als in Hitlers Vorstellungswelt gefangen, aber dennoch in wiederholter innerer Auseinandersetzung mit seinem Führer: es gab eine Vielzahl von inneren Krisen, beginnend im Jahre 1925 und gipfelnd in der *Führerkrise* von 1943. Diese Krisen entwickelten sich in der räumlichen Entfernung zu Hitler, verschwanden aber völlig im Vier-Augen-Gespräch, um kurz darauf wieder auszurechnen. Goebbels' öffentliches Funktionieren wurde hierdurch nicht beeinträchtigt, bis zum Schluß verbreitete er Siegeszuversicht und Durchhaltewillen, während er Krisen und Kritik sorgsam in seinem Tagebuch verbarg.

Bei Himmler ist ein Thema das Zusammenwirken mit Hitler bei der Judenvernichtung, zumal um die in der Forschung viel behandelte Frage, ob und wann Hitler ihm einen (einzigen) Befehl zur Endlösung erteilt haben könnte. Außerdem werden wir darlegen, wie die von Himmler mit solcher technischer und organisatorischer Perfektion betriebene Judenvernich-

tung ihn persönlich zutiefst belastete. Gleichzeitig können wir aber eine innere Distanz zu Hitler feststellen: ab 1942 oder spätestens 1943 erkundete Himmler die Möglichkeiten eines Separatfriedens mit den Westmächten, setzte sich aber nach wie vor mit aller Kraft für Hitlers Krieg ein. Gegen Kriegsende ließ er sich dazu herbei, einzelne Gruppen von Häftlingen freizulassen und widersetzte sich Hitlers Befehl, Konzentrationslager bei Annäherung der Front zu räumen. Andererseits schickte er die Häftlinge anderer Lager auf improvisierte Märsche, denen viele der geschwächten Häftlinge erlagen – wie Himmler sehr wohl wußte. Ein derart flackerndes Verhalten erscheint irrational und inkonsistent und kann ohne die Hilfsmittel der Psychologie nicht erklärt werden.

Göring stellt sich dar als der energische Schöpfer einer Luftwaffe, die er für die mächtigste Europas hielt. Er führte die deutsche Wirtschaft auf den Weg der Autarkie und erbaute dabei einen riesigen von ihm geleiteten Staatskonzern. Auf der anderen Seite erscheint er als der große Versager, der verhängnisvolle Fehlentscheidungen zu verantworten hatte, den Niedergang seiner Luftwaffe nicht aufhalten konnte und sich dann weitgehend von der politischen Bühne zurückzog und seinem Wohlleben, dem Kunstraub und dem Morphinium frönte. Zentriert man diesen Ablauf nicht auf Hitler, so erscheint er seltsam unbegründet. Der Wandel trat nicht erst, wie man annehmen könnte, aufgrund der Niederlagen seiner Luftwaffe ein, auch nicht nach der Niederlage von Stalingrad, sondern schon im Jahr 1938 – das ist eine neue Sichtweise. Wir werden dies an zwei Ereignissen dieses Jahres zeigen, dem „Anschluss“ Österreichs und der Sudetenkrise.

Albert Speer hatte an Hitlers Hof eine bevorzugte Stellung als dessen Architekt. Er stand völlig in Hitlers Bann und übernahm kritiklos dessen wahnhafte Weltmachtvorstellungen. In der Literatur erscheint Speer besonders umstritten. Hierbei geht es besonders um die Frage, was er über die Judenvernichtung gewusst und in welchem Umfang er an dieser mitgewirkt hat. Kurz, ob er im Nürnberger Prozess und in seinen Veröffentlichungen die Wahrheit gesagt oder gelogen hat. Dies ist eine moralische Frage. In dieser Arbeit geht es nicht um die moralische Bewertung, sondern um eine differenziertere Beschreibung unter Benutzung der Hilfs-

mittel der Psychologie, zumal der Theorie der Kognitiven Dissonanz. In den letzten Kriegsmo-naten zeigte auch Speer ein widersprüchliches Verhalten: Auf der einen Seite hintertrieb er mit viel Mut Hitlers Vernichtungsbefehl, nach welchem die gesamte Infrastruktur Deutschlands zu zerstören war. Andererseits blieb er emotional an Hitler gebunden, wie sein rational nicht erklärbarer riskanter Flug zu einem Abschiedsgespräch in das bereits eingeschlossene Berlin zeigt. Und bei der Nachricht von Hitlers Tod brach der sonst so beherrschte und kühle Mann in einen Weinkrampf aus.

Hjalmar Schacht vollzog 1933 als wieder ernannter Reichsbankpräsident eine Kehrtwende zu seiner stets verkündeten Wirtschafts- und Finanzpolitik, indem er jetzt die noch kurz zuvor vehement abgelehnte staatliche Arbeitsbeschaffung finanzierte. In einer Besprechung im Jahr 1934 sagte er Hitler spontan die geforderten Milliarden für die Aufrüstung zu – gegen die zuvor getroffene Absprache mit dem Wirtschaftsminister, den er denn auch kurz danach ablöste. Seine Position zur Judenverfolgung war widersprüchlich: gegen die Entfernung der Juden aus Kultur und Presse hatte er nichts einzuwenden, ihre Betätigung in der Wirtschaft wollte er aber erhalten sehen.

Alfred Jodl, als Chef des Wehrmachtsführungsstabes im OKW während des Krieges einer der engsten Mitarbeiter Hitlers, hatte zu diesem ein zwiespältiges Verhältnis: auf der einen Seite war er von Hitler fasziniert, auf der anderen fand er dessen Befehle häufig verderblich oder verbrecherisch, meist ohne sie verhindern zu können.

Diese Hinweise zeigen, daß Einzelbiographien unsere Fragestellung nicht in befriedigender Weise behandeln können: Zu wenig Augenmerk wurde in der Forschung bisher darauf gerichtet, daß es nicht nur Machtstreben und Opportunismus waren, die die Elite hinter Hitler scharte, sondern daß es auch als tief empfundene Bindungen an diesen gab. Wenn Hitler Einstellungen und Handlungen seiner Elite in hohem Maße bestimmte, so führte dies auf der anderen Seite zu einer Vielzahl innerer Konflikte. Ablesbar werden diese an Symptomen der Konfliktbewältigung: in tiefgreifenden Anpassungen, in Störungen der Realitätswahrnehmung, in Illusionen, in psychosomatischen

Krankheiten, auch in widersprüchlichem und inkonsistentem Verhalten.

Die Ergebnisse der Arbeit liegen in zwei Bereichen: Einmal wird das Verhalten der Elite gegenüber Hitler in einer neuartigen Weise unter Zuhilfenahme psychologischer Begriffsbildungen beschrieben, es werden Gemeinsamkeiten und Unterschiede dargestellt. Zum anderen

erscheinen damit auch die Einzelbiographien in neuem Licht: das Handeln der Personen lässt sich mit diesen Methoden besser und genauer als bisher verstehen.

Karl-Günter Zelle, Konrad-Adenauer-Str. 2a, 55270 Zornheim, Tel. und Fax: ++49-(0)6136-44990, E-Mail: KGZelle@gmx.de

Der öffentliche Diskurs über den U-Boot-Krieg im Ersten Weltkrieg (Dissertation)

von Marcus A. König

Die Auseinandersetzung um die Führung des U-Boot-Krieges entwickelte sich zu einem der schärfsten politischen Konflikte in Deutschland während des Ersten Weltkrieges. Es war primär ein Konflikt zwischen ziviler Reichsleitung und Militär, zwischen „Staatskunst und Kriegshandwerk“, und ist auch bisher hauptsächlich als solcher betrachtet worden. Der Streit um den U-Boot-Krieg war aber auch in besonderem Maße ein öffentlicher Konflikt. Sowohl von den zeitgenössischen Akteuren als auch von der historischen Forschung ist die Dimension Öffentlichkeit immer wieder im Zusammenhang mit dem U-Boot-Krieg genannt worden – eine wissenschaftliche Untersuchung des öffentlichen Diskurses zu dieser Frage steht allerdings noch aus.

Der U-Boot-Krieg war seit den ersten Versenkungserfolgen im Spätsommer/Herbst 1914 wie keine andere militärische Maßnahme des Krieges Gegenstand der leidenschaftlichen und kontroversen öffentlichen Kommunikation. So wurde der Gedanke des U-Boot-Handelskrieges durch ein Interview mit Alfred v. Tirpitz populär gemacht. Die überstürzte Ankündigung des U-Boot-Krieges im Februar 1915 ist ganz wesentlich auf den von Bethmann Hollweg subjektiv empfundenen Druck der „öffentlichen Meinung“ zurückzuführen. Spätestens mit der Versenkung der Lusitania wurde der U-Boot-Krieg zum öffentlichen Zankapfel. Die Propagandisten des uneingeschränkten U-Boot-Krieges entfachten eine Agitation, die des öfteren die Grenze zur Illegalität überschritt und der alldeutsch-annexionistischen Bewegung als wichtige Waffe zum Sturz des Reichskanzlers diente. Bethmann Hollweg sah sich besonders im Frühjahr und im Herbst 1916 gezwungen,

seine Regierung als Konfliktpartei im öffentlichen Diskurs zu begreifen und mit den begrenzten Mitteln der zivilen Pressepolitik gegen die „Treibereien“ vorzugehen. Nachdem die deutsche Kriegsleitung im Februar 1917 den uneingeschränkten U-Boot-Krieg als letzte, entscheidende Karte gespielt hatte, musste der Glaube an deren Wirksamkeit mit allen Mitteln aufrecht erhalten werden. Die Erschütterung dieses Glaubens durch Matthias Erzberger im Juli 1917 ließ in Politik und Öffentlichkeit massive Zweifel an einem deutschen Sieg entstehen. Nichtsdestoweniger blieb das Versprechen eines durch die U-Boote herbeigeführten Sieges ein wichtiges Argument der Durchhaltepropaganda bis zum Kriegsende und wirkte in der Form einer besonders auf das lange Zögern in der U-Boot-Frage zielenden Variation der Dolchstoßlegende auch darüber hinaus weiter.

Im Mittelpunkt des Dissertationsprojektes steht die Untersuchung der Bedingungen, Strukturen und Entwicklungen des öffentlichen Diskurses über den U-Boot-Krieg. Dabei sind zwei verschiedene Ebenen der Betrachtung zu unterscheiden. Die erste, tagespolitisch-ereignisgeschichtliche Perspektive fragt nach den Wechselbeziehungen zwischen der politisch-militärischen Führung und dem öffentlichen Diskurs. Welchen Einfluss hatte der öffentliche Diskurs auf Entscheidungsprozesse der Kriegs- bzw. Reichsleitung und wie konnten diese umgekehrt durch Zensur und Propaganda die Öffentlichkeit beeinflussen? Wer betrieb überhaupt Pressepolitik und mit welcher Zielsetzung, welchen Methoden und welchem Erfolg? Gerade im öffentlichkeitsrelevanten Bereich zog sich nämlich der Streit um den U-Boot-Krieg zwischen der zivilen Reichslei-

tung und den Militärbehörden von persönlichen Konflikten der höchsten Amtsträger über die Konkurrenz der pressepolitischen Institutionen bis hin zu dem prekären Verhältnis von Militärbefehlshabern, Journalisten und Politikern auf regionaler Ebene wie ein roter Faden durch Politik und Gesellschaft.

Die zweite, eher ideengeschichtliche Perspektive nimmt die Inhalte des Diskurses über den U-Boot-Krieg in den Blick. Dabei sind im wesentlichen vier Diskurselemente zu unterscheiden: das juristische, das ökonomische, das (see-)strategische und das Element der Feindbildkonstruktion. In diesem Teil der Arbeit wird untersucht, wie der Gedanke des uneingeschränkten U-Boot-Handelskrieges die jeweiligen Disziplinen und Denkschulen beeinflusst hat bzw. wie diese zur Legitimation des U-Boot-Krieges genutzt wurden. Von der Seite des Rezipienten aus betrachtet heißt dies auch, der Frage nachzugehen, was der politisch interessierte Deutsche und was der Experte im Ersten Weltkrieg über den U-Boot-Krieg erfahren und auf welcher Informationsgrundlage er sich ein Urteil bilden konnte. Besonders interessant ist hier die ökonomische Perspektive, denn es waren vor allem die im Auftrag des Admiralstabs aufgestellten volkswirtschaftlichen Fachgutachten und Tonnageberechnungen, die durch ihre scheinbar objektive Wissenschaft-

lichkeit den Mythos vom unfehlbaren U-Boot-Krieg schufen.

Als Quellengrundlage dienen zum einen der Textkorpus der veröffentlichten Meinung, d.h. also Tageszeitungen, Zeitschriften und die weit über 100 selbständigen Veröffentlichungen zum U-Boot-Krieg, die noch während des Krieges erschienen; zum anderen natürlich das Aktenmaterial der Marine, insbesondere des Nachrichtenbüros des Reichsmarineamtes und der Presseabteilung des Admiralstabes, der Reichskanzlei, des Auswärtigen Amtes sowie die Überlieferungen der Kriegsministerien und stellvertretenden Generalkommandos der Bundesstaaten in München, Stuttgart und Dresden. Da diese Arbeit im Grenzbereich zwischen der klassischen Geschichtswissenschaft und der Mediengeschichte und Publizistikwissenschaft angesiedelt ist, werden auch Methoden aus beiden Disziplinen angewandt. Eine quantitative Inhaltsanalyse der wichtigsten Tageszeitungen in besonders relevanten Zeitabschnitten soll die quellenbasierte und ideengeschichtliche Arbeit ergänzen und illustrieren. Das Dissertationsprojekt wird von Dr. habil. Sönke Neitzel an der Universität Mainz betreut.

*Marcus A. König, St.-Georg-Str. 4, 55128 Mainz,
m.koenig@mails.de*

HISTORISCHE ORTE, INSTITUTIONEN UND FORSCHUNGSBEREICHE

Landeszeughaus Graz

von Leopold Toifl

Schon im frühen 16. Jahrhundert richteten die steirischen Landstände in Graz über die Stadt verteilte Rüstkammern ein. In ihnen wurden Waffen gelagert, die zur Ausrüstung der von der Steiermark gestellten Truppen dienten. Als solche galten das Landesaufgebot sowie die an der Windischen Militärgrenze im heutigen Kroatien stationierten Söldner. Ein erstes Inventar aus dem Jahr 1557 gibt Auskunft über die damals verwendeten Waffen und Rüstungen. Weil aber die Lagerung an mehreren Örtlichkeiten im Ernstfall einen großen Zeitverlust bei der Bewaffnung des Aufgebotes nach sich zog, entschloss man sich zur Errichtung eines zentralen Zeugdepots. Im Auftrag der steirischen Landstände errichtete der italienische Baumeister Antonio Solar ab 1642 in der Grazer Herrengasse das heutige Landeszeughaus. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts wurden in ihm bereits mehr als 189.000 Stück an diversem Kriegsgerät gelagert. Im Gegensatz zu den meisten anderen europäischen Zeughäusern „überlebte“ das fünfgeschossige Gebäude und beherbergt noch heute rund 32.000 Objekte aus dem 15. bis zum 18. Jahrhundert. Abhanden gekommen ist in den Franzosenkriegen des 19. Jahrhunderts nur der ehemals umfangreiche Geschützpark.

Glücklicher Weise wurde in dem seit 1892 zum Steiermärkischen Landesmuseum Joanneum gehörigen Landeszeughaus niemals der Versuch unternommen, die Bestände museal zu präsentieren. Daher hat sich die seinerzeit übliche Aufstellungsart einer Rüstkammer bis in

die Gegenwart erhalten. Der interessierte Besucher kann also die Atmosphäre eines originalen Zeughauses erleben, zudem die Formenvielfalt der sogar als Kunstwerke zu bezeichnenden Waffen aus der Zeit der Türkenkriege studieren.

Die während drei Jahrhunderten produzierten und von den Landständen angekauften Waffen entstammen teils steirischen, oberösterreichischen und Kärntner Werkstätten, teils gelangten sie aus deutschen Waffenschmieden in Augsburg, Nürnberg und Suhl nach Graz. Heute umfasst die Sammlung des Landeszeughaus u.a. rund 3.900 Schutzwaffen (Harnische, Helme, Schilder, Ringelpanzer), 8.200 Handfeuerwaffen (Gewehre, Pistolen samt Zubehör), 2.400 Blankwaffen (Anderthalbhänder, Dusäggen, Haudegen, Pallasche, Panzerstecher, Säbel, Schwerter, Zweihänder), 5.400 Stangenwaffen (Cousen, Hellebarden, Morgensterne, Partisanen, Spanische Reiter, Spieße) sowie etwa 700 artilleristische Objekte (Doppelhaken, Geschütze, Mörser).

Landeszeughaus Graz, Herrengasse 16, A-8010 Graz, Österreich

Öffnungszeiten November bis März: Dienstag bis Sonntag 10.00–15.00 Uhr; April bis Oktober: Dienstag bis Sonntag 10.00–18.00 Uhr, Donnerstag 10.00–20.00 Uhr; Montag geschlossen (ausgenommen an Feiertagen)

Tel: +43 (0)316 8017 9818 / 9660

Fax: +43 (0)316 815967

www.museum-joanneum.at

Das Deutsche Panzermuseum Munster

von Ralf Rath

„Museen sind keine Einrichtungen der Traditionspflege oder gar Kultstätten.“¹ Wenn dies die ersten Worte eines Museumskataloges sind, so kann der geübte Betrachter leicht Rückschlüsse auf die vermutlich behandelte Thematik des Museums ziehen. Das Deutsche Panzermuseum Munster (DPM), mit über 70.000 Besuchern im Jahr immerhin eines der meistfrequentierten

Museen Deutschlands, ist in der Tat ständig aktiv bemüht, eventuelle Bedenken ob des behandelten Themas zu zerstreuen und sich ein möglichst progressives und ziviles Image zu erhalten.

Getragen wird diese Einrichtung, die am 22.09.1983 eröffnet wurde, von drei Institutionen: von der Stadt Munster, die das Gelände

und die Gebäude stellt und pflegt, von der Bundeswehr, die mit ihrer Lehrsammlung den größten Anteil der Exponate stellt und deren Wartung leistet, sowie von einem Freundeskreis, der sowohl praktische wie auch finanzielle Unterstützung leistet. Durch diese Träger steht die Dauerausstellung in einem Spannungsfeld aus wechselnden methodischen und inhaltlichen Ansätzen, da die Gruppen oftmals differierende Vorstellungen mit einbringen. Dies hat einerseits den Vorteil, dass prinzipiell eine gewisse Dynamik erhalten bleibt und die Schau nicht verknöchert, führt aber andererseits dazu, dass in der Ausstellungsgestaltung oftmals halbherzige Kompromisse manifest werden, von mancherlei Blockaden einmal ganz abgesehen.

Der inhaltliche Ansatz des Museums ist dabei hoch angesetzt: „Das Museum will informieren sowie zu Fragen und kritischer Auseinandersetzung mit der deutschen Geschichte, insbesondere der deutschen Militärgeschichte, anregen. Gesellschaftspolitische Strömungen wie auch technische Entwicklungen werden in Beziehung zur Militärgeschichte gesetzt und reflektiert. [...] Die Beziehungen zwischen Gesellschaft, Politik und Militär sollen ausgewogen und ohne Pathos dargestellt werden, um auch Antworten auf Fragen an die jüngere deutsche Geschichte zu geben.“² Dieses Ziel wird nur in sehr begrenztem Maße erfüllt. Die gesamthistorische Einordnung beschränkt sich primär auf eine geringe Zahl von mit Bleiwüsten zugeklebten Litfasssäulen, die die wichtigsten historischen Entwicklungen der deutschen Geschichte der jeweiligen Epoche zeigen, die erwähnten Wechselbeziehungen werden überhaupt nicht aufbereitet. Und das vorhandene Angebot wird in der Praxis aus zwei Gründen nicht genutzt: Zum einen ist die methodische Form völlig inakzeptabel, zum anderen hat die Erfahrung gezeigt, dass dieser Hintergrund auch schlicht nicht das Interesse der Besucher berührt.³ Diese interessieren sich vor allem für die technikgeschichtlichen Aspekte der Ausstellung, und diesbezüglich ist das Panzermuseum wesentlich solider aufgestellt.

Auf über 9.000 qm werden, zumeist in hellen Hallen, aber auch auf einem ansprechenden Freigelände, über 6.000 Exponate gezeigt, wobei das Großgerät naturgemäß der wichtigste Besuchermagnet ist. Aber auch die anderen Ex-

ponate (Uniformen, Ehrenzeichen, Handfeuerwaffen etc.) verdienen Aufmerksamkeit. Beginnend mit einem Nachbau des A7V wird mittels einer breiten Palette von Exponaten die Geschichte der deutschen gepanzerten Fahrzeuge bis in die jüngste Zeit illustriert, für die Nachkriegszeit bis 1989 geschieht dies parallel für die beiden deutschen Armeen. Durch europaweite Zusammenarbeit mit anderen Museen wird die Dauerausstellung immer wieder aufgefrischt und verändert. Es werden dabei neben fast allen wichtigen Kampfpanzern auch diverse Jagdpanzer, Sturmgeschütze, Panzerartillerie, Schützenpanzer, Aufklärungspanzer, Radfahrzeuge, Pionierpanzer, aber auch Flak und Pak und vieles mehr gezeigt. Verschiedene kleine Themenecken (etwa zur Versuchsübung 1935 in Munster, zur Operation Zitadelle oder zur Kavallerie als Wurzel der Panzerwaffe) lockern dabei den grob chronologisch aufgebauten Rundgang auf. Die durchschnittliche Verweildauer eines Besuchers liegt bei immerhin 2,5 bis 3 Stunden. Die Informationen über die einzelnen Fahrzeuge beschränken sich dabei lediglich auf die wichtigsten technischen Daten. Das DPM bietet Führungen an, die von ehrenamtlichen Mitarbeitern geleistet und sehr individuell ausgestaltet werden. Diese Führungen zeichnen sich durch eine bemerkenswerte Objektivität aus, wie überhaupt die gesamte Ausstellung diesem Anspruch außerordentlich konsequent gerecht wird. Bis auf wenige Punkte in der Ausstellung, die sich eines unpolitischen, aber schwülstigen Kriegerpathos bedienen, ist die Ausstellung sehr nüchtern gestaltet. Und auch diese Mängel sind erkannt und wurden bislang nur aus Budgetgründen nicht behoben.

Vier Aspekte sind also für eine abschließende Bewertung erwähnenswert: Erstens muss festgehalten werden, dass das Panzermuseum an seinen eigenen, hochgesteckten Zielen scheitert. Eine systematisch übergreifende und einordnende Betrachtung wird nicht geleistet. Zweitens muss aber auch festgehalten werden, dass dieses Ziel seinerseits bereits in seiner prinzipiellen Erreichbarkeit fragwürdig ist, und dass diese Leistung von den Besuchern eigentlich auch nicht gefordert wird. Drittens bleibt zu betonen, dass der eigentliche, technikgeschichtliche Kern der Ausstellung äußerst reichhaltig, gut aufbereitet, ausreichend informativ und ansprechend dargeboten ist. Vier-

tens verdient das Bemühen um Objektivität und Neutralität in diesem Themenbereich Lob und Anerkennung.

Deutsches Panzermuseum Munster, Hans-Krüger-Str. 33, 29633 Munster

Öffnungszeiten März bis November: Dienstag bis Sonntag 10.00–18.00 Uhr; Montag geschlossen (ausgenommen an Feiertagen)

Tel. 05192-2552

<http://www.munster.de/pzm/index.html>

Ralf Raths, Alemannstr. 21, 30165 Hannover, ralf.raths@web.de

¹ O. V., Deutsches Panzermuseum Munster, 6. Auflage, o. O. 2003, S. 14.

² <http://www.munster.de/pzm/content/wirueberuns/ansaezte.htm>.

³ Diese Aussage basiert auf einer im September 2003 durchgeführten empirischen Erhebung.

UNENDLICHE WELTEN

Rebirth of a Nation. Das Kino im amerikanischen Kriegsdiskurs

von Carsten Hennig

Die USA befinden sich wieder im Kriegszustand, und die Haltung der Filmindustrie zum Krieg hat sich einmal mehr verschoben: Man stirbt wieder gerne in den Hollywoodkriegen, und zwar aus Überzeugung, man stirbt wieder für das Gute. Als ein besonderer amerikanischer Ausdruck von Geschichtsbewusstsein liefert das Kino mit dem Kriegsfilm und dem politischen Kommentar, der seinem Inhalt entspringt, den Amerikanern seit jeher einen Teil des Materials, aus dem sie ihre Auffassungen über Kriege geformt haben.

Die Bedeutung des Kinos war der Politik und dem Militär schon früh bewusst: Bereits vor 1920 lässt sich eine Zusammenarbeit der Streitkräfte mit den Produzenten von Filmen nachweisen, in denen das Militär dargestellt wurde (vergleiche Suid). Mit dem Eintritt der USA in den Zweiten Weltkrieg begann Hollywood, motiviert durch politischen Druck und Profitinteresse, seine kultur- und informationspolitischen Aufgaben deutlicher wahr zu nehmen. Nach dem Zweiten Weltkrieg trat das Fernsehen seinen Siegeszug an, und mit Vietnam oder Somalia wurde die Zweischneidigkeit der Kriegsberichterstattung deutlich: Alle konfliktbeteiligten Akteure hatten gelernt, die Medien - und mit ihnen die gesamte zivile Infrastruktur - zu instrumentalisieren, um die öffentliche Meinung und die Politik zu beeinflussen. Es resultierte ein Ringen um den Zugriff auf sämtliche Mittel struktureller Aneignung, und dieser Kampf wird mit Ideen, Bildern und Vorstellungen geschlagen, die mit Hilfe von Erzählungen verbreitet und herausgefordert werden. Er dreht sich folglich um die Kontrolle medialer Erzählformen und Verbreitungsmöglichkeiten. Während dem Fernsehen dabei die unmittelbare Präsentation von Kriegsereignissen entgegen kommt, entspricht deren mittelbare Repräsentation dem Charakter des Kinos.

Nachdem in den Neunziger Jahren verhältnismäßig wenig Kriegsfilme produziert wurden, lässt sich in jüngerer Zeit eine Renaissance erleben (vergleiche Strübel). Die Analyse dieser Kriegsfilme erschließt die sich in verschiedenen Kontexten wiederholenden Repräsentations-

strategien. Der filmische Wertekanon, der die neuen Kriege aus Hollywood einbettet, präsentiert kriegerische Auseinandersetzung als zentralen Teil des nationalen und individuellen amerikanischen Selbstverständnisses. Das Kino stellt sich so in den Dienst der gesellschaftlichen Mechanismus zur „nationalen Besinnung“, mit dessen Hilfe sich das Trauma von New York verarbeiten lässt.

Zentral hierbei ist die filmische Darstellung des Kriegshelden, der sich als Handlungsträger innerhalb des jeweiligen Konflikts bewegt und durch seine Erlebnisse, Taten und Haltungen den Wertehorizont skizziert, vor dem sich die Filmhandlung entfaltet. Anhand dieser Werte lassen sich Rückschlüsse ziehen auf die gesellschaftlichen Auffassungen von Krieg, die im Laufe der vergangenen Jahre offensichtlich einem Wandlungsprozess ausgesetzt waren. Das bestätigt die Analyse von Ridley Scotts *Black Hawk Down* (Besprechung im newsletter 21), der einen Einschnitt in der Entwicklungsgeschichte des Kriegsfilms markiert: Zunächst ein Film in klassischer Combat-Tradition, stürzen mit den beiden Hubschraubern auch die Genrekonventionen ab. Scott dekonstruiert auf intelligente Weise die Regeln des Kampfes für das Publikum und für die Charaktere des Filmes, indem er auf unbekannte Ikonographie setzt - einzig der soldatische Held bleibt als Angelpunkt der Genrekonventionen. Bei seiner Neuausrichtung scheint das Genre zunächst auf alte Repräsentationsstrategien zurück zu greifen.

Der von Randall Wallace gedrehte Film *We were Soldiers* beispielsweise gibt sich auf eine Weise visuell und emotional, als sei die Entwicklung der letzten 30 Jahre innerhalb der Filme über den Vietnam Krieg niemals geschehen (vergleiche Basinger). Der Film beschreibt Ausbildung und Einsatz der ersten amerikanischen Mission im Vietnam-Krieg nach klassischem Erzählschema: Unter Lt. Col. Hal Moore (Mel Gibson) wird die Air-Cavalry neu zusammengestellt, parallel dazu präsentiert der Film das Privatleben der Soldaten, deren Familien, Ehefrauen und Kinder. Während dessen

verknüpfen sich mit der Heldenfigur vielfältige Eigenschaften: Moore/Gibson testete vor diesem Einsatz Fallschirm-Prototypen. Er wird als liebevoller Familienvater dargestellt, seinen Männern gegenüber vereint er Führungsqualitäten, wobei auch die soldatische Männerbande als Familie dargestellt wird (dazu dient ein Gleichnis der Sioux-Indianer, in dem alle Krieger von allen Frauen des Stammes gesäugt wurden und alle Männer zu allen Frauen Mutter sagen, alle also Brüder sind). Seinem Land ist Lt. Col. Moore treu ergeben, und den Gefahren seines Berufs blickt er ins Auge, sogar als seinem Regiment die Nummer Sieben zugeteilt wird und der Film, unter Rückgriff auf General Custer, vielleicht dem amerikanischen Helden-Mythos schlechthin, dem scheinbar unabwendbarem Massaker damit durch ein schlechtes Omen voraus greift. In seiner Abschiedsansprache beteuert Moore/Gibson, dass er persönlich den ersten Fuß auf das Schlachtfeld setzen wird, und sein Fuß auch der letzte sein wird, der es verlässt. Später demonstriert uns die Kamera aufdringlich, wie er sein Versprechen einlöst.

Die vietnamesischen Soldaten werden nicht – wie in vielen anderen Filmen – vollkommen entpersonalisiert dargestellt: Sie haben ebenfalls Familien und erfüllen genauso ihre soldatischen Pflichten. In Mel Gibsons Gebetsszene wird ihnen sogar das gleiche Anrecht zugesprochen, unter den Augen des Herrn zu kämpfen. Doch schon wenig später entpuppt sich seine Aussage als ironisch, denn es folgt die Bitte, die heidnischen Gebete der Gegner nicht zu erhören und die USA gewinnen zu lassen. Insgesamt erscheint die personalisierte Inszenierung des Gegners gestelzt, und gegen Ende des Filmes wird die Funktion dieser Darstellung deutlich: Die Lebensgefährtin eines gefallenen vietnamesischen Soldaten bekommt dessen Kriegstagebuch, welches während der Schlacht in amerikanische Hände fiel, von Moore/Gibson zugeschickt. Der Film benutzt den personalisierten Gegner nur, um an ihm die Tugenden des amerikanischen Soldaten kontrastieren zu können.

Das Ende des Filmes zeigt das Vietnam-Kriegsdenkmal, eine dunkle Klagemauer mit den Namen der Gefallenen. Abschließend werden die in der im Film dargestellten Schlacht gefallenen Soldaten mit Namen genannt. Der

Film ist ein Heldenepos zum Gedenken an die Gefallenen, seine Botschaft ist klar: Der taktische Sieg im Rahmen der strategischen Niederlage wird heraus gehoben, um eine positive Identifikationsfläche für das hier transportierte Wertesystem und dessen Bedeutung für das nationale Selbstverständnis zu bieten.

Auch der mit Oscars prämierte *Master and Commander* von Peter Weir bietet heldenhafte Tugenden im Überfluss, während mit kritischer Reflexion derselben gegeizt wird: Russel Crowe, alias Capt. „Lucky Jack“ Aubrey, gibt sich ebenfalls als erfahrener Draufgänger mit stolzer Autorität, je nach Situation gönnerhaft, energisch, bestimmt oder fürsorglich und immer pflichtbewusst. Um der Autorität von Capt. Aubrey Gewicht zu verleihen, setzt Weir als Symbol im Rahmen seiner Erzählstrategie das Bild von Admiral Nelson ein, unter dem der Kapitän gedient hat. Wichtig ist hierbei besonders die Geste des Kapitäns, der einem jungen Offiziersanwärter, der durch ein Gefecht einen Arm verlor, ein Buch über Admiral Nelson schenkt. Der Innenband des Buches zeigt den Admiral ebenfalls mit fehlendem Arm: Die Botschaft der Szene ist die Ermutigung der Jugend, die Verdeutlichung der Kraft der Hoffnung und des Selbstvertrauens, inspiriert durch Vorbilder und Idole, und eine Aufforderung, mutig in den Kampf zu ziehen, was der Junge in der Endschlacht des Filmes dann auch mit großem Erfolg tut und damit selbst zum potentiellen Kriegshelden wird.

Opfer müssen ebenfalls gebracht werden: Der beste Freund des Jungen stirbt im Kampf, und neben den zahlreichen Toten, die der Krieg fordert, stechen der Verlust eines Kameraden am Kap Horn und der Selbstmord eines Offiziersanwärters, der dem Druck der Führungsrolle nicht Stand hielt, hervor. In den Opfern und Schicksalsschlägen spiegelt sich immer wieder ein Grundthema der Darstellung, nämlich die Abhängigkeit des Menschen von höheren Mächten, Schicksal und Natur, die auch auf dem Schiff in der Person des Naturforschers präsent ist. Als Alter-Ego der Heldenfigur wagt Dr. Stephen Maturin/Paul Bettany, Schiffsarzt, Biologe und Freund des Kapitäns, dessen ehrgeizige Haltung zu kritisieren. Bezeichnender Weise wird der Arzt dafür in einem Unfall angeschossen, quasi eine Sanktionierung der Hal-

tung, die sich gegen Obrigkeit und Bestimmung auflehnt.

Biblichen Motiven trägt der Film ebenfalls Rechnung, als beim Gedenkgottesdienst für den Selbstmörder endlich der lang ersehnte Wind die lange Flaute beendet – ganz so, wie es zuvor das Orakel, der schweigende alte Seebär, der nur noch zusammenhangslos aus der Bibel zitiert, nachdem sein Kopfschuss in einer spektakulären Operation durch den Doktor behandelt wurde (er setzt ihm eine Münze aus Edelmetall ein), voraus gesagt hatte.

Die Schiffe stehen explizit für die jeweiligen, am Konflikt beteiligten Akteure und sind damit stark national aufgeladen, was in den Äußerungen im Film so weit geht, den Anderen kulturell (als barbarisch) abzulehnen und zu bekämpfen. Dieser indirekte Hinweis auf die Gerechtigkeit des Krieges, und das offene Ende des Filmes verweisen, in Zusammenhang mit den Darstellungen der Kämpfe auf dem Ozean als ewiges Katz und Maus Spiel, das hin und her wogt zwischen Kriegsglück und -list sowie zwischen Strategie und Material, auf einen Kreislauf der Natur, dem auch der Krieg angehört und unterliegt.

Das Kino, als spezifische Form eines Rahmens kollektiver Gedächtnisse, dokumentiert die Situation seiner Zeit, und dank Hollywood finden geschichtliche Stoffe ein Massenpublikum. Erfolgreiche Spielfilme setzen sich mit gesellschaftlichen Fragen von allgemeiner Bedeutung auseinander, in ihrem Zugriff auf historische Stoffe vermitteln sie Facetten nationaler Identität, und beleben die entsprechenden Mythen als neue Muster wieder (vergleiche Rother). Ein Blick auf weitere aktuelle Kriegsdarstellungen bestätigt die Verbreitung der neuen Repräsentationsstrategien. Die neueren Kriegsfilme aus Hollywood zeigen unerschrockene Soldaten, die mit allen Mitteln für ihre Ideale einstehen und notfalls das eigenen Leben für die Freiheit geben, bevor das Filmende uns die Werte veranschaulicht, für die es sich zu sterben gelohnt hat: Freie Menschen, geeint in bescheidenem Wohlstand und eingebettet in eine befriedete Nation. Der Wertewandel im neueren Kriegsfilm vermittelt, dass eine kritische Haltung gegenüber Krieg in den Hintergrund getreten ist. Die innere Reise des Kriegers zur Überwindung vorzivilisatorischen Konfliktmanagements wurde abgelöst vom Sterben als

notwendigem Teil von Krieg und gesellschaftlicher Erneuerung und Modernisierung. Der Kriegsheld hat seine lang erarbeitete kritische Grundeinstellung zurück getauscht gegen die vollständige Identifikation mit kriegerischer Ideologie. Im Rahmen dieser Ideologie sind die jüngsten filmischen Auflagen militärischer Kampfhandlungen eine Neubearbeitung amerikanischer Kriegstraumata, die sich im gebrochenen Charakter des Titelhelden materialisieren. Hinter dem Versuch, das Trauma durch erneute Kampfhandlungen zu tilgen, verbirgt sich eine Rachevorstellung. Die Idee, eine Krise durch erfolgreiches Re-Inszenieren zu überwinden, bejaht deren Gesamtumstände, und stellt damit eine grundsätzliche Re-Identifikation mit Sinn und Mitteln des Krieges dar.

Das neue Verständnis von Krieg in Hollywood spiegelt den gesellschaftlichen Einstellungswandel, der das traumatische Unglück von New York und die militärischen Auseinandersetzungen, die in diesem Zusammenhang von den Vereinigten Staaten geführt worden sind, in nationale Identifikation überführt: Krieg ist Bestandteil des Alltags, Leben bedeutet Kampf, und siegen kann nur der Stärkste.

Filme:

Black Hawk Down (USA 2001, Regie: Ridley Scott)

Hart's War (USA 2002, Regie: Gregory Hoblit)

We were Soldiers (USA/D 2002, Regie: Randall Wallace)

Windtalkers (USA 2002, Regie: John Woo)

Tears of the Sun (USA 2003, Regie: Antoine Fuqua)

Master and Commander (USA 2003, Regie: Peter Weir)

The Last Samurai (USA/NZ/J 2003, Regie: Edward Zwick)

Cold Mountain (USA 2003, Regie: Anthony Minghella)

Literatur:

Basinger, Jeanine: The World War II Combat Film. Anatomy of a Genre. Updated Filmography by Jeremy Arnold. Middleton 2003.

Chadwick, Bruce: *The Reel Civil War. Mythmaking in American Film.* New York 2001.

Dittmar, Linda; Michaud, Gene (Hg.): *From Hanoi to Hollywood. The Vietnam War in American Film.* New Brunswick 1990.

Isenberg, Michael T.: *War on Film. The American Cinema and World War I, 1914–1941.* East Brunswick/New Jersey 1981.

Rother, Rainer (Hrsg.): *Mythen der Nationen: Völker im Film.* Berlin 1998.

Shain, Russell Earl: *An Analysis of Motion Pictures about War released by the American Film Industry, 1930–1970.* New York 1976.

Strübel, Michael (Hrsg.): *Film und Krieg. Die Inszenierung von Politik zwischen Apologetik und Apokalypse.* Opladen 2002.

Suid, Lawrence H.: *Guts & Glory. The Making of the American Military Image in Film.* Lexington/Kentucky 2002.

Carsten Hennig, M.A. Medienwissenschaft, Peterweilstraße 51, 60385 Frankfurt am Main, E-mail: carstenhennig@gmx.net

TAGUNGS- UND AUSSTELLUNGSBERICHTE

Erster Weltkrieg – Ereignis und Erinnerung

Internationales öffentliches Symposium aus Anlass der Eröffnung der Ausstellung des Deutschen Historischen Museums Berlin im Zeughauskino, 13.–15. Mai 2004

von Richard Kühl

Die Vielzahl von Überblicksdarstellungen, die nun im Vorfeld des 90. Jahrestages des Kriegsausbruchs 1914 erscheinen, spiegelt nicht nur das wieder entdeckte Interesse einer breiteren Öffentlichkeit an der „Urkatastrophe“ des vergangenen Jahrhunderts wider. Anders als 1994, als sich der Beginn des Ersten Weltkriegs zum 80. Mal jährte, finden 2004 in der historischen Wissenschaft regelrechte Ordnungsprozesse statt, was durchaus auch als gezogene Konsequenz aus der in den 90er Jahren spürbar gewordenen Krise der Forschungssituation als Ganzes betrachtet werden kann. So mancher Militärgeschichtler scheint den Überblick verloren zu haben auf dem Forschungsfeld Erster Weltkrieg, das sich seit einigen Jahrzehnten immer mehr in Spezial- und Mikrogebiete, in sehr verschiedene und zu sehr im eigenen Saft schmorende Disziplinen, Ansätze und Schulen ausdifferenziert. Ein häufig unzureichender interdisziplinärer und internationaler Austausch und somit ein mangelhaftes Vermögen, Zusammenhänge zu erkennen, aber auch ein unübersehbarer Verlust einiger *basics* vormaliger Generationen der Militärgeschichtsschreibung werden heute konstatiert. Wer, bitte, unter den Weltkriegsforschern, fragten die Herausgeber der kürzlich erschienenen „Enzyklopädie Erster Weltkrieg“, ihr Mammutprojekt begründend, wisse heute noch, was eine „Feuerwalze“ oder eine „Protze“ sei. Ganz in dem Sinne, dieser Entwicklung einen Beitrag zur Rekapitulation einiger Forschungsergebnisse der letzten Jahre entgegenzuhalten, wollten Gerhard Hirschfeld (Stuttgart) und Gerd Krumeich (Düsseldorf), Mitherausgeber der benannten Enzyklopädie, die von ihnen konzipierte Berliner Tagung „Erster Weltkrieg – Ereignis und Erinnerung“ verstanden wissen. Es gehe darum, so Hirschfeld in seiner Einführung in das Symposium, Bilanz zu ziehen und neue Wege aufzuzeigen. Einge-laden waren hierfür über 20 Wissenschaftler aus sechs Ländern und zum Teil sehr verschiedenen Bereichen. Vertreten waren, um nur einige zu nennen, Mentalitäten-, Kultur-, Gen-

der-, Politisches System-, Sexual-, Wirtschaft-, Literatur- und Körper-Forscher. Kurz: ein Querschnitt der vielfältigen Spezialausrichtungen der Weltkriegsforschung.

Die Tagung, die vom 13. bis zum 15. Mai im Zeughauskino des Deutschen Historischen Museums (DHM) stattfand, gehörte zum Begleitprogramm der gleichnamigen Ausstellung. Deren zentrale Bereiche sollten behandelt werden: die drei Sektionen des Symposiums widmeten sich den Komplexen „Kriegsursachen“, „Kriegserlebnisse“ und „Kriegserinnerungen“. Da die Vorträge der Tagung demnächst im Internet veröffentlicht werden (siehe unten), möchte ich die Tagung weniger protokollartig wiedergeben, sondern vielmehr versuchen, sie (anhand der Referate) nach behandelten Oberthemen und (anhand der Debatten mit dem Publikum) nach Streitfragen abzuklopfen – ganz à la mode also (Ordnung schaffen).

Kriegsschuld

Georges-Henri Soutou (Paris) und David Stevenson (London) sprachen in ihren Beiträgen, die die Sektion „Kriegsursachen“ einleiteten, über die politischen, diplomatischen und wirtschaftlichen Voraussetzungen der Eskalation von 1914. Soutou sah im Kriegsausbruch zugleich das „Scheitern der ersten Globalisierung“. Das diplomatische Regelwerk des 1815 begründeten „Europäischen Konzerts“ habe nicht mehr funktioniert. Weder Auseinandersetzungen um Kolonien noch Handelsrivalitäten, die sich aus dem vor allem in Frankreich wahrgenommenen Aufsteigen einer deutschen Wirtschaftshegemonie ergaben, seien hierfür aber entscheidend gewesen. Soutou konstatierte vielmehr eine Abnahme des Vertrauens in das „Europäische Konzert“, eine zunehmende Negation gemeinsamer europäischer Werte, eine allmähliche Zerstörung des Bewusstseins der Gemeinsamkeit – mit der Folge einer Verhärtung der Blöcke. So habe Deutschland nach 1900 eine Außenpolitik betrieben, die sich (in

der Türkei-Frage) gegen Russland, (in der Marokko-Politik) gegen Frankreich und (in der Flottenpolitik) gegen Großbritannien gerichtet habe. Dies sollte in eine zwangsläufige Isolierung münden, ab 1912 hätten London, St. Petersburg und Paris nach gemeinsamen Strategien gegen Deutschland gesucht. Unmittelbare Ursachen für den Weltkrieg machte Soutou (1.) mit der Situation auf dem Balkan, (2.) im deutsch-russischen Gegensatz in der Türkei-Politik und (3.) mit dem Einmarsch deutscher Truppen in Belgien, der zum Kriegseintritt Großbritanniens führte, aus. Auch Stevenson hob den Niedergang des „Europäischen Konzerts“ als den notwendigen Ausgangspunkt der Kriegsursachenforschung hervor und ging besonders auf die Verschiebungen der europäischen Allianzen ab 1870 ein. Bis zur Jahrhundertwende, so Stevenson, sei eher Großbritannien, nicht Deutschland, die eigentlich isolierte Nation in Europa gewesen. Das habe sich mit der sog. diplomatischen Revolution der Jahre 1904–1907, vor allem mit Bildung der Tripelentente, grundlegend geändert. Auch Stevenson sah in der Bülow'schen Außenpolitik ab 1906, die hierauf reagierte, die entscheidende Wegmarke auf dem Weg in den Krieg. Von hier an habe die europäische Diplomatie das Bewusstsein einer Ära der kontinuierlichen Spannungen beherrscht; nicht wenige hielten bekanntlich einen Krieg für unausweichlich.

In der Diskussion verwies Sönke Neitzel (Mainz) auf neuere, Soutou's und Stevenson's Einschätzungen zur Situation der europäischen Diplomatie vor 1914 widersprechende Forschungsergebnisse, die von Friedrich Kießling („Gegen den ‚großen Krieg‘“, 2002) sowie Holger Afflerbach („Der Dreibund“, 2002) vorgelegt wurden – und von denen es (nicht zu Unrecht) heißt, sie hätten für die Forschung im Grunde „einen Rückfall hinter die Erkenntnisse der Fischer-Kontroverse“ (Volker Ullrich) bedeutet, da sie auf Entspannungstendenzen vor allem zwischen London und Berlin nach der zweiten Marokkokrise aufmerksam machen. Neitzel fragte vor diesem Hintergrund, ob der Kriegsausbruch 1914 nicht eher aus der spezifischen Komplexität der Julikrise heraus erklärt werden müsse. In die gleiche Richtung argumentierte in seiner Wortmeldung Wolfgang J. Mommsen (Düsseldorf/Erfurt), der in dem Verhalten des britischen Außenministers Grey,

sich im Juli 1914 in alle Richtungen nicht eindeutig geäußert zu haben, eine nicht unerhebliche Verantwortlichkeit für die Zuspitzung der diplomatischen Spannungen sah – was Stevenson in seiner Antwort nur insofern gelten ließ, als, zum einen, in Berlin Greys Warnungen nicht verstanden worden seien, und, zum anderen, Grey die Situation in Berlin nicht genau erfasst habe. Auch fand Mommsen in der unheimlich umfangreichen Literatur zur Julikrise die Kursänderung Wilhelms II. nach seiner Nordlandreise (die Option „Halt in Belgrad“) zu wenig berücksichtigt. – Ein Statement, das, wie auch die Frage nach der Rolle der britischen Außenpolitik, vielleicht zum Glück für die insgesamt gut nach Zeitplan verlaufende Tagung, keine Auseinandersetzung um Stationen und Details der Julikrise und damit um direkte oder indirekte Verantwortlichkeiten anstieß, was – wie die Bücherregalreihen zu diesem Thema – endlos hätte werden können. Aber der von Mommsen in seiner ausführlichen Wortmeldung gemachte Einwurf, dass außerdem der Imperialismus der kleineren Mächte auf dem Balkan die Mechanismen der Diplomatie des „Europäischen Konzerts“ überfordert habe, wurde in der nachfolgenden Debatte mit den Referenten aufgegriffen. Soutou und Stevenson stimmten darin überein, dass die Großen die Kleinen nicht mehr kontrollieren bzw. zu spät auf von diesen provozierte Konfliktsituationen reagieren konnten. Auf ein in diesem Zusammenhang zu wenig untersuchtes Feld wies Soutou hin mit der Frage, wie in Sofia oder Bukarest ab 1913 die Reaktionen hierauf aussahen.

Die Beiträge des zweiten Teils der Sektion „Kriegsursachen“ widmeten sich dem Verhältnis zwischen Militär(-Führung), Gesellschaft und Politik 1914 und davor. Annika Mombauer (Milton Keynes) verglich in ihrem Vortrag die Planungen des deutschen und des britischen Generalstabs vor 1914 und in der Julikrise und ging hierbei vor allem auf die von Niall Ferguson in seinem Buch „The Pity of War“ (1998) provokant formulierte These von einer (Mit-)Kriegsschuld Großbritanniens ein. Wie Ferguson verglich Mombauer den deutschen „Kriegsrat“ vom 8. Dezember 1912 mit dem Treffen des britischen Committee of Imperial Defence vom 23. August 1911 als Beispiele, wie in Krisenzeiten Kriegspläne in beiden Ländern diskutiert wurden. Neben einigen Parallelen in

der Kriegsplanung – etwa dem Fehlen einer gemeinsamen Strategie von Heer und Marine – hob Mombauer die in Deutschland weit ausgeprägtere Form der Kriegsplanung als Arbeit in einem geheimen „militärischen Vakuum“ hervor, in das die politische Führung kaum Einblick bekam, und betonte den zur Handlung zwingenden Druck eines die Siegeschancen überschätzenden und einen Krieg begrüßenden Militärs auf die Reichsleitung im Juli 1914 – einen Einfluss, den der britische Generalstab nicht im Ansatz auf seine politische Führung gehabt habe. Ohnehin hätten sich im Gegensatz zu den deutschen die britischen militärischen Kriegsplaner nicht kriegstreibend verhalten, sondern sich eher auf die Eventualitäten eines Krieges auf dem Kontinent eingestellt. Die These Fergusons wies Mombauer daher als „überzogen“ zurück. Auch diese Argumentation blieb nicht unkommentiert: Mommsen bezweifelte ein lautstarkes Kriegsdrängen der deutschen militärischen Führung 1914, und Markus Pöhlmann (Stuttgart) gab zu überlegen, ob die Verantwortung der Politik nicht wichtiger sei als jene „militärischer Dunkelmänner“.

Topoi der Verteidigung

Hew Strachan (Oxford) skizzierte die Schübe in der Entwicklung von Massenarmeen in Europa seit der „la patrie en danger“-Deklaration von 1793. Die Voraussetzungen für die 1914 vorhandene Reibungslosigkeit des Ineinandergreifens von militärischer Verfügung durch den Staat auf der einen, die pflichtbewusste Bereitschaft der Bürger, sich dieser Verfügung zu stellen, auf der anderen Seite, machte Strachan zunächst in den technischen und logistischen Möglichkeiten industrialisierter Nationen fest, vor allem aber umriss er den Prozess der gesellschaftlichen Bewusstseinswerdung einer sozialen, ökonomischen und politischen Deckungsgleichheit von Nation und Armee. Hierin erkannte Strachan die Schlüsselvoraussetzungen für Disziplin, grundsätzlichen Antrieb und Durchhaltewillen in den „Bürger-Armeen“ des Ersten Weltkriegs, was sich etwa darin zeigte, dass keine der Regierungen in Europa 1914 in Erklärungsnot geriet hinsichtlich der Frage, weshalb dieser Krieg ein notwendiger und ein Verteidigungskrieg sei. Auf diesen Aspekt ging Gerd Krumeich (Düsseldorf) in seinem Beitrag

über Vorkriegsmentalitäten expliziter ein: auf die 1914 überall in Europa auf fruchtbaren Boden fallenden Topoi der Verteidigung. Die Historiographie, so Krumeich, habe in den letzten Jahren zu sehr aufgeräumt mit dem Mythos einer alle gesellschaftlichen Schichten erfassenden Kriegsbegeisterung im August 1914 und dabei die *sursum corda*-Stimmung als ernst zu nehmendes Ereignis aus den Augen verloren. Die „Perioden der Aufregung“ in den Vorkriegsjahren, die Psychosen zwischen der Agadir- und der Julikrise müssten genauer in den Blick genommen werden, um Phänomene wie die unbedingte Verteidigungsbereitschaft bei französischen revolutionären Syndikalisten oder die Vorstellungswelt deutscher Soldaten, sich noch 1918 „in einer Art vorgeschobener ‚Verteidigungsstellung‘“ zu befinden, zu erklären. Auch Ute Daniel (Braunschweig) stellte die Frage nach der Substanz des Verteidigungswillens und die Frage, wofür man kämpfte, in den Mittelpunkt ihres Vortrags („Kriegskulturen“), in dem sie die These aufstellte, die Soldaten hätten für ihre Familien – implizit für eine Wiederherstellung/Verteidigung des alten Geschlechterverhältnisses – gekämpft. Hierbei schloss Daniel beinahe nahtlos an das Krumeich-Plädoyer an und kritisierte eine heute gängige Tendenz einer perspektivischen Entfremdung und Distanzierung von zeitgenössischen Kriegserwartungen, -erfahrungen und -deutungen. Zu sehr würden Sinnstiftungsmuster dem Einfluss der jeweiligen Kriegspropaganda zugeschoben. Der Beitrag von Nicolas Beaupré (Paris) über deutsche und französische Kriegsliteratur bot in seinem Ergebnis das Beispiel einer Bestätigung für die Einschätzung Daniels. Beaupré untersuchte den mit Beginn des Krieges überall in Europa anzutreffenden gewaltigen Ausstoß literarischer Verarbeitungen des Kriegserlebnisses. Ihn interessierten dabei besonders damals erfolgreiche Frontwerke, die heute gemeinhin als Kriegspropaganda interpretiert werden. In der Tat, so Beaupré, wurde die Flut von Frontliteratur von der militärischen Führung begrüßt, und auch die literarische Welt behandelte zwischen 1914 und 1918 „Dichtersoldaten“ (Richard Dehmel) tendenziell akritisch als Einzelne, aus denen „die große Zeit“ rede, womit sich z.B. eine überproportionale Verteilung von Literaturpreisen an Frontdichter verband. Auch zeigte Beaupré auf, dass

diese Literatur „fest im Kampf“ engagiert war, zugleich teilte er deren Interpretation als reine Propaganda durchaus nicht: die ideologische Kluft zwischen Kriegs- und Nachkriegsliteratur steche ins Auge; die meisten Autoren hätten in erster Linie versucht, über das Niederschreiben ihrer Erlebnisse diesen Krieg zu verstehen.

Sinnkonstruktionen

Wolfgang J. Mommsen erinnerte in seinem Vortrag an die Rolle der künstlerischen Avantgarden im sog. „Krieg der Geister“. Nicht nur im italienischen Futurismus, auch im Symbolismus, im frühen Expressionismus, im Vitalismus, auch in der Musik, fand Mommsen die dramatische Vision einer in Flammen aufgehenden Welt, eine Faszination von Gewalt und Katastrophe als ästhetischen Gewinn, die Vorstellung des Friedens als „graues Ideal“. Die große Mehrheit der Künstler und Intellektuellen habe sich vom Krieg eine Erneuerung und Revitalisierung der europäischen Kultur versprochen, eine Befreiung von Fesseln der bürgerlichen Tradition. Einen Umschwung zu einer inneren Gegnerschaft zum Krieg machte Mommsen mit dem Sommer 1916 fest. Eine Artikulation dieser Gegnerschaft sei allerdings nur verzögert bzw. zögerlich erfolgt. Den Schritt zur Bekämpfung des Krieges hätten nur die wenigsten getan – wie Mommsen an einigen Beispielen zeigte, u.a. an dem wenig bekannten Fall Schönbergs, der sich zu einer Umsetzung des Plans eines Aufrufs zu einer internationalen Friedensordnung am Ende nicht durchringen konnte. Mommsen vertrat die These, dass eine den Krieg bejahende Mentalität 1914 nicht von nationalistischer Propaganda hervorgerufen wurde, sondern schon in dem Jahrzehnt vor 1914 ausgeprägt gewesen sei – und dass also die künstlerische Moderne nicht durch den Krieg geboren wurde.

Anne Duménil (Paris/München) stellte eine der Essenzen ihrer Dissertation „Le soldat allemand de la Grande Guerre“ vor, indem sie sich Sinngebungsstrategien im Schützengraben über den Kampf als dem Kern der kollektiven Erfahrung näherte. Der Krieg habe zuallererst auf den Körper gewirkt, zumal in Form bisher unbekannter Verwundungen und Bedrohungsszenarien (Granaten, Dauerartilleriebeschuss, Druckwellen, Giftgas usw.). Duménil beschäftig-

te sich vor allem mit der Frage, weshalb man weiterkämpfte, weshalb Ungehorsam – so auch nach der in der zweiten Hälfte des Krieges in Deutschland und Frankreich allgemein erfolgten Milderung militärgerichtlicher Strafen – bis in die letzten Kriegswochen hinein ausgesprochen selten blieb. Sie untersuchte dabei besonders die innere Dynamik der „Welt der Soldaten“, ideelle und materielle Solidaritäten. So sei etwa die Wiederherstellung von Humanität über ein behutsames Miteinanderleben zwischen den Kämpfen oder die in Begräbnisgesten immer wieder gesteckte Energie ein Kennzeichen dafür, dass die Soldaten nicht nur eine Kampf-, sondern auch Trauergemeinschaft gebildet hätten, deren Deutung des Todes als ehrenhaftes Opfer an ihr Vaterland wichtig für den durchgehaltenen Siegeswillen gewesen sei. Sabine Kienitz (Landau) wandte sich ebenfalls der Wirkung des Krieges auf den Körper zu, am Beispiel der Kriegsinvaliden. Sinngebungsstrategien/-konstruktionen für Tod und Verwundung, wie Duménil sie für die Situation im Schützengraben herausgearbeitet hatte, hätten sich zu Kriegsbeginn noch durch die an der „Heimat-Front“ anzutreffende Begeisterung ausgezeichnet, in der Figur des Kriegsversehrten einen sichtbaren Beweis für Opferbereitschaft zu sehen, die mit gesellschaftlicher Unterstützung rechnen konnte (z.B. über Patenschaften – „Jedes bessere Haus muss seinen Invaliden haben“). Zugleich umriss Kienitz den Wandel des Umgangs der deutschen Öffentlichkeit mit ihren „lebenden Kriegsdenkmälern“ (Joseph Roth). Der Nachkrieg der Kriegsinvaliden habe sich als ständiger Kampf um finanzielle Unterstützung gegen eine Gesellschaft gestaltet, die diesen mehr und mehr die Forderung, ihre Invalidität zu vergessen, oder gar die Aufforderung zum Selbstmord, um dem Staat Kosten zu sparen (so Ernst Mann [unaufgelöstes Pseudonym]), entgegen gehalten habe. Kienitz Ausführungen über die Formen der Identitätspolitik Kriegsinvalider in den zwanziger Jahren – etwa über Massendemonstrationen und die Bildung von Interessenverbänden – wurden dahingehend kritisiert, dass sie die Frage ausgeblendet hätten, inwiefern sich die (ja keineswegs homogene) Masse von Kriegsinvaliden tatsächlich von den Verbänden vertreten gefühlt habe.

Totalisierung des Krieges

In einigen Beiträgen wurden Schlaglichter auf Aspekte der Totalisierung des Krieges, der an der Zivilbevölkerung nicht vorbeiging, geworfen. Das Kriegserlebnis aus der Sicht erlittener Okkupation beleuchtete Sophie de Schaepdrijver (Pennsylvania) am Beispiel Belgiens, das unter dem Willen der Besatzungsmacht durch ein Umerziehungsprogramm am „deutschen Wesen genesen“ sollte, um in ein Bollwerk gegen zukünftige Aggressivität des westlichen Nachbarn umgestaltet zu werden. Belgien stellte freilich eine „home front“ in einem anderen Sinne als andere kriegführende Nationen im Ersten Weltkrieg. Von hier aus konnte keine vergleichbare Heimat-Front-Arbeit zur Unterstützung der (im Exil befindlichen) Armee erfolgen. Bemühungen in diese Richtung – z.B. in Form von Truppentransportbeobachtungen an Bahnhöfen – verliefen zwangsläufig geheim. Netzwerke bildeten sich nicht selten über Freunde und Verwandte, die unter der ständigen Präsenz der feindlichen Truppen – um die eigenen vier Wände – in einem Klima der „Unheimlichkeit“ operierten. An den zahlreichen Nachfragen an de Schaepdrijver zur Situation in Belgien während der Besatzung – nach Opferzahlen, möglichen innerbelgischen Motiven für eine Kollaboration, der Rolle der Flamenpolitik und anderes mehr – wurde das Interesse an einem Thema deutlich, das vielleicht auch deswegen so wenig präsent in der internationalen Historiographie ist, da die Erinnerung an die Okkupation in Belgien selbst einer Amnesie anheim gefallen ist – weil, wie de Schaepdrijver abschließend meinte, Belgien an diesem Krieg nur verlieren konnte.

Die Behandlung der Zivilbevölkerung in Kriegs- und Besatzungsräumen thematisierte auch Alan Kramer (Dublin) in seinem Vortrag über Kriegsverbrechen. Neben seinen Ausführungen zu Tötungen von Zivilisten durch deutsche Soldaten in Frankreich und Belgien ging Kramer vor allem auf die Behandlung von Kriegsgefangenen und deren Todesraten in Russland, Deutschland und Österreich-Ungarn ein, in denen er das Ergebnis von Verstößen gegen das Kriegsrecht sah. In der anschließenden Diskussion hingegen stand die von Kramer im Vortrag selbst nur kurz angerissene Frage im Raum – und blieb dort auch, weil hier keine Einigkeit erzielt werden konnte –, ob die briti-

sche Seeblockade völkerrechtswidrig war oder nur, wie Kramer meinte, die „Absicht“, die hinter der Blockade stand, oder ob sie möglicherweise lediglich als „Fernblockade“ völkerrechtswidrig war, was sie als „Nahblockade“ nicht gewesen wäre.

Einblicke in einen bislang eher vernachlässigten Bereich, dem man aufgrund der mit ihm verbundenen Wellen der Hysterisierung der Zivilbevölkerung dem Kontext der Totalisierung des Krieges hinzuschlagen kann, bot Gundula Bavendamm's Vortrag über „Spione und Geheimdienste“. Die sog. „Spionitis“, so Bavendamm, sei keineswegs nur ein Phänomen der ersten Kriegsmonate gewesen. Wie dem Schutz und der Strategie der Lüftung des „militärischen Geheimnisses“ im Ersten Weltkrieg ein neuer Stellenwert beigemessen und wie sich die Arbeit militärischer Nachrichtendienste im Laufe des Krieges wandelte, zeigte die Berliner Historikerin am Beispiel der von Georges Ladoux geleiteten Abwehrabteilung des Pariser Kriegsministeriums. Ladoux, der als Verfasser mehrerer Bücher nach dem Krieg an der romantischen Verklärung der Spionage nicht ganz unschuldig war, setzte vor allem auf den Erfolg von Einzelspionen, hier besonders auf Frauen, die er nicht selten aus dem Halbweltmilieu rekrutierte. Am Fall des auf der ganzen Linie gescheiterten Auftrags der „Doppelspionin“ Mata Hari, die Operationspläne aus dem Hauptquartier in Belgien stehlen sollte, veranschaulichte Bavendamm zum einen die Dürftigkeit der Resultate dieser Strategie, zum anderen freilich auch die Naivität, die sich aus den Vorstellungen Ladoux ableiten lässt, einen „kriegsentscheidenden Wissensvorsprung“ zu bekommen. Wesentlich ertragreicher sei die ungleich unspektakulärere Befragung von Kriegsgefangenen sowie das Abfangen von Telegrammen gewesen.

Auf eine interessante Folge der Totalisierung des Krieges machte Markus Pöhlmann (Stuttgart/München) in seinem Vortrag aufmerksam: was eine Meinungsführung hoher Militärs in der Kriegserinnerung, wie sie in früheren Kriegen vorzufinden war, betrifft, gab es mit der Niederlage von 1918 eine Zäsur. Pöhlmann widmete sich publizierten Weltkriegserinnerungen deutscher militärischer Führer mit der Begründung, dass sich für diese die Sinnfrage nach dem Krieg anders stellte als für hohe

Offiziere der Westmächte. Durch die Erosion des preußisch-deutschen Offizierskorps im und nach dem Krieg, durch die Abdankung des Kaisers bzw. die Niederlage, die die Frage nach eigenem Versagen stellte, hätten die deutschen Militärführer 1918 vor einem zweifachen Dabakel gestanden. Deren Erinnerung beschrieb Pöhlmann als vielschichtigen Kommunikationsprozess, in den nachträgliche Erkenntnisse ebenso eingriffen wie der Austausch mit Dritten und die Kriegsliteratur der Frontsoldaten. Wesentlich uneinheitlicher als letztere, in der sich der gemeine Kriegsteilnehmer wiederfinden konnte, mussten Kriegserinnerungen hoher Offiziere ausfallen. Erstens aufgrund der Diversifizierung militärischer Tätigkeit unter den Bedingungen einer Totalisierung des Krieges, zweitens aufgrund fehlender physischer Gewalterfahrungen. Fronterfahrung habe sich in aller Regel in Fahrten über das Schlachtfeld, aus einer „emblematischen Automobilperspektive“, erschöpft. Aus diesen Gründen habe sich eine Meinungsführerschaft nicht aufrecht erhalten können. Im Vergleich mit der Literatur der Frontsoldaten seien ihre Kriegserinnerungen ins Hintertreffen geraten und ließen sich kennzeichnen als Arbeit von „einsamen Advokaten in eigener Sache“, in der Eingeständnisse eigener Fehler rar blieben – bei der Suche nach der Schuld für Misserfolge hätten „schlechtes Wetter und die Österreicher“ (Pöhlmann) Konjunktur gehabt.

Europäische Erinnerungskultur?

Gerhard Hirschfeld hatte zu Beginn der Tagung angemerkt, dass die erste Schülergruppe, die die Ausstellung des DHM besuchte, aus Rosendahl/Niederlande angereist sei, und darauf die Frage gestellt, ob eine europäische Gedächtniskultur im Entstehen begriffen sei, die an die Stelle des nationalen Gedenkens trete. Leider ist genau in diesem Punkt der augenfälligste Mangel der (die Ausstellung im Eröffnungsprogramm begleitenden) Tagung festzumachen: ihr gelang es über die Auswahl der Themen nicht, einen Beitrag zu einer übernationalen Erinnerungskultur zu liefern. Ihr gelang vielmehr das, was 1914 nicht klappte: eine Lokalisierung des Krieges. Die Referate konzentrierten sich auf die Westfront in Frankreich als Ort des Kriegserlebnisses. Das globale

Ausmaß dieses Krieges blieb weitgehend ausgeblendet, das Osmanische Reich und Afrika waren als Kriegsschauplatz so gut wie gar nicht vertreten, und mit nur zwei Referaten, beide aus der Sektion „Kriegserinnerung“, blieb der „vergessene Krieg“ in Osteuropa zu wenig berücksichtigt. Dass die Tagung für Robert Traba und seine Ausführungen zur osteuropäischen Kriegserinnerung keinen weiteren Boden geschaffen hatte, davon zeugte auch die Vortragsgeschwindigkeit. Der Warschauer Historiker konnte einem fast leid tun, wie er in den vorgegebenen zwanzig Minuten am Beispiel Polens durch Stationen und Charakteristika osteuropäischer Kriegserinnerung hastete und sich dabei an den wichtigsten Stichworten entlang hangelte.

Nach der ungleich tragischeren Erfahrung des Zweiten Weltkriegs, so Traba, aber auch infolge der gezielten Geschichtsdekonstruktion unter der kommunistischen Herrschaft, liege die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg heute vergraben. Die Kollektivfaszination der Unabhängigkeit, der Mythos des „Kriegleins“, an dessen militärischer Vorbereitung man keinen Anteil hatte (und somit auch keine Verantwortung), überwog die Trauer an die Gefallenen. Gespeichert habe sich in Polen zwar die Erinnerung an Marschall Pilsudski und das stolze Gefühl der Unabhängigkeit nach einer langen Phase der politischen Unterwerfung, die geschichtsklitternde Erinnerungspolitik der Kommunisten habe allerdings bis in die 80er Jahre hinein eine „systematische Verarmung“ der kollektiven Erinnerung zur Folge gehabt. Nach 1989, wie Traba an einigen Beispielen – wie etwa an der Debatte um die Verteidigung Lemberts 1918 – zeigte, sei eine „Wiederherstellung des Gedächtnisses“ angestoßen worden. Über Kriegserinnerung in deutschen bzw. russischen Museen referierten Christine Beil (Saarbrücken) und Kristiane Burchardi (Berlin). Burchardi besorgte dabei eine Ergänzung zu Traba und legte ihren Schwerpunkt auf den Wandel nach 1989. Ähnlich wie in Polen kehrte der Weltkrieg in Russland erst nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion wieder in die Museen zurück. Zwar bleibe, so Burchardi, auch heute noch die Erinnerung an die Jahre 1914–1917 eng mit der Revolution verbunden, doch werde heute in russischen Museen der Versuch unternommen, die Epoche vor Revolu-

tion und Bürgerkrieg gänzlich neu zu interpretieren.

Rainer Rother (Berlin) überführte den Tagungsort, das Zeughauskino, am Ende der Tagung wieder seinem primären Zweck und umriss die Entwicklung des Kriegsfilms/der filmischen Kriegsreportage/-dokumentation anhand ausgewählter Filmausschnitte. Im Mittelpunkt seines Vortrags stand ein Vergleich der Dokumentarversuche in Großbritannien und Deutschland, die auf das zunehmende Unbehagen des Kinopublikums bei patriotischen Filmen und Wochenschauen, deren Kriegsdarstellungen schon bald nicht mehr als „akzeptable“ Bilder vom Krieg wahrgenommen wurden, reagierten. Rother hob dabei die Wirkung hervor, die die britische Produktion „The Battle of the Somme“, die er als „ersten Dokumentar-

film“ würdigte – da sie, im Gegensatz zur deutschen Antwort „Unsere Helden an der Somme“, auch tote Soldaten zu zeigen vermochte – auf ein Millionenpublikum in London hatte.

Die Tagung wurde von den Teilnehmern ausgesprochen positiv aufgenommen – vielfach wurde an die Organisatoren die Frage gestellt, ob die Beiträge in Form eines Sammelbandes erscheinen werden. Werden sie (voraussichtlich) nicht, aber eine Internet-Publikation ist geplant: die Referate der Tagung sollen demnächst in das „Themenportal Erster Weltkrieg“ bei clio-online gestellt werden (<http://www.erster-weltkrieg.clio-online.de>).

Richard Kühn, Immelmanstraße 163, 41069 Mönchengladbach, Tel.: +49-(0)177-5536582, E-mail Richard.Kuehl@gmx.de

Zur Geschichte des militärischen Denkens vom späten Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert Workshop des Arbeitskreises Militärgeschichte in Kooperation mit der Universitätsbibliothek Stuttgart und dem Wehrgeschichtlichen Museum Rastatt, Stuttgart 29./30. April 2004

von Markus Pöhlmann

Die im vergangenen Jahr in die Diskussion gebrachte Überlegung, die wissenschaftliche Arbeit des AKM in Gestalt von unregelmäßigen Workshops (dt.: Arbeitstreffen) über das traditionelle Forum der Jahrestagung hinaus zu intensivieren, hat mit der hier zu besprechenden Tagung vom 29. bis 30. April 2004 in den Räumen der Universitätsbibliothek Stuttgart ihre erste Umsetzung erfahren. Der Vorstand war durch Daniel Hohrath vertreten, der die Veranstaltung geplant und durchgeführt hat. Das Thema „Militärisches Denken“ war zeitlich wie thematisch weit gefasst und stand in enger Verbindung mit einer gleichzeitig am selben Ort stattfindenden Ausstellung des Wehrgeschichtlichen Museums Rastatt über frühneuzeitliche Militärpublizistik.

In seinem Einführungsbeitrag begründete Daniel Hohrath (Esslingen) das Thema mit der verhältnismäßigen Unterbelichtung in der sich als neu definierenden Militärgeschichte. Die Beschäftigung mit der Geschichte des militärischen Denkens, das sich am ehesten in seiner Selbstbeschränkung definiere, „kaum nach dem Krieg als solchem zu fragen, sondern ihn als Gegebenheit und Zielsetzung vorauszusetzen“, sei bestenfalls vernachlässigt, schlimmerenfalls

als traditionell und damit nicht mehr wissenschaftlich opportun abgetan worden bzw. – für Hohrath offenbar noch schlimmer – den „Politologen und Konfliktforschern etc.“ überlassen worden.

Um Systematisierung der militärischen Ideengeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts bemüht war der Beitrag von Alaric Searle (München). Dabei schlug er ein Modell vor, das auf die zentralen Elemente Theorie, Doktrin und Publizistik fokussiert. Jutta Nowosadtko (Essen) griff in ihrem Einführungsvortrag die Frage nach der Nutzenanwendung sozialwissenschaftlicher Ansätze für die Militärgeschichte auf, die bislang – sieht man von organisationssoziologischen Forschungen ab – wenig Resonanz gefunden haben.

Die zweite Sektion beschränkte sich aufgrund unvorhersehbarer Referentenschwunds auf Rainer Lengs (Würzburg) Einführung in die Büchsenmeisterbücher des Spätmittelalters. Ab 1400 aufkommend, fungierten die Handschriften zunächst als Medium der internen Wissensvermittlung einer verhältnismäßig arkanen Zunft, wandelten sich dann aber bald zu repräsentativen und opulent bebilderten Lehrschriften für Artilleristen, die nun auch in die Für-

stenbibliotheken Einzug hielten, und so einen Wandel in der Kriegstechnik und -theorie deutlich machten.

Die dritte Sektion behandelte Pädagogik und Kriegsgeschichte. Zunächst stellte Christian Ottersbach (Esslingen) die seit Mitte des 17. Jahrhunderts anzutreffenden „Prinzenspielburgen“ an europäischen Höfen vor. In ihnen verband sich landschaftsgärtnerischer Gestaltung mit dem pädagogischen Anspruch, fürstliche Nachgeborene anhand von Miniaturfestungen spielerisch in die Grundlagen der Fortifikation und des Belagerungskrieges einzuführen. Clausewitz als Kriegshistoriker war für Michael Sikora (Münster) ein Thema, das im Hinblick auf die Menge der *kriegsgeschichtlichen* Werke nahe lag. Allerdings ließe sich die Spannung zwischen der für Clausewitz stets proklamierten empirisch gesättigten Theoriebildung und den Erfordernissen einer letztlich anwendungsorientierten Kriegswissenschaft nicht immer einfach auflösen. Dierk Walter (Hamburg) griff mit einer *Tour d'Horizon* zur Geschichte des Kriegsspiels ein „zivil-militärisches Gemeinschaftsprojekt“ auf, in dem „über das Vehikel kriegsgeschichtlicher Simulation Unterhaltung, Bildung und Ausbildung für den Krieg in vielgestaltige Wechselwirkung“ treten.

Den Zusammenhang zwischen Kriegswissenschaft und -praxis untersuchten die zwei Beiträge der vierten Sektion. Max Plassmann (Düsseldorf) tat dies zunächst am Beispiel des kaiserlichen Generalleutnants Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden (1655–1707). Dessen militärisches Handeln verglich Plassmann mit den Maximen von Ludwigs prominentem

Lehrmeister, Raimondo Montecuccoli. Die Beziehung zwischen der Theorie von Geographie bzw. Landesaufnahme und der kriegerischen Praxis bei den Ingenieurgeographen im napoleonischen Frankreich schilderte Ewa Herfordt (Braunschweig).

Die letzte Sektion behandelte die für die Militärwissenschaft zentrale Säule der Prognostik. Die Einflüsse auf die Etablierung bzw. Modifikation des Kriegsbild deutscher militärischer Eliten vor und nach dem Ersten Weltkrieg untersuchte Christian Th. Müller (Hamburg). Winfried Mönch (Stuttgart) stellte mit Alexander Schifrin (Pseudonym Max Werner) einen außerhalb des Establishments stehenden Militärpublizisten vor, der den militärischen Aufbau der Wehrmacht als Exilant beobachtete und ihren Niedergang pointiert prognostizierte.

Dass die Geschichte des militärischen Denkens seit dem späten Mittelalter auf der Tagung nicht abschließend behandelt werden konnte, liegt nahe (und war auch sicher nicht geplant). Gleichwohl gelang es in den Beiträgen, die unterschiedlichen Herangehensweisen, etwa über Ideen, Biographien, Pädagogik, Medien oder kriegerische Praxis, vorzustellen. In der Fähigkeit des Plenums, diese dann epochenübergreifend zu diskutieren, lag eine der Stärken der Tagung. Die limitierten finanziellen wie organisatorischen Möglichkeiten konnten durch die Gewinnung von zwei Mitveranstaltern vor Ort deutlich erweitert werden.

Dr. Markus Pöhlmann, Seinsheimer Str. 222, 81245 München, Email m.poehlmann@akmilitaergeschichte.de

Kriegsbegründungen in der Geschichte

Strategien der Legitimierung und Legalisierung militärischer Gewalt. Tagung im Deutschen Bundestag, Berlin, 30./31. Januar 2004

Von Stefanie van de Kerkhof

Nach der Begrüßung durch die Vizepräsidentin des Bundestages, Susanne Kastner, untersuchten 14 Wissenschaftler verschiedener Disziplinen, mit welchen Strategien Kriege legitimiert und legalisiert wurden. Leitfragen und konzeptionelle Anstöße kamen dazu von den Initiatorinnen Manuela Sissakis und Anette Fath-Lihic. Organisiert wurde die Tagung mit dem Institut Frieden und Demokratie der FernUniversität Hagen, gefördert durch die Hans-Böckler-Stiftung und die Deutsche Stiftung Friedensforschung.

Der Hagener Philosoph Hajo Schmidt fasste in seiner Einführung die Kernfragen kurz zusammen: Um friedliche Strategien für die Zukunft zu gewinnen, sollte danach gefragt werden, welche Argumente für den Krieg vorgebracht wurden und welche sich durchsetzten. Wem gegenüber der Krieg begründet wurde und welcher Normhorizont dabei offenbar wurde, waren weitere Fragen. Es sollte geklärt werden, ob Kriegsbegründungen ein Mittel symbolischer Politik oder der Verharmlosung waren, um vom Kern des Krieges, dem wechselseitigen massenhaften Töten, abzulenken. Aktuelle Bezüge sollten dabei bewusst hergestellt werden, sei es zu der von Mary Kaldor angestoßenen Debatte um die „neuen“ Kriege, sei es um den normativen Rahmen der „Doktrin des gerechten Krieges“ von Augustinus bis George W. Bush.

Insbesondere diesem christlichen Topos widmete sich der Berliner Historiker Rainer Schulz kenntnisreich. Vor dem Hintergrund krisenhafter Lebzeiten des Augustinus erschien das strenge Gewaltverbot des fünften Gebotes als Widerspruch zum paulinischen Gehorsamsgebot gegenüber Gott und dem Kaiser. Theologisch konnte dieses Problem wegen der widersprüchlichen Aussagen in der Bibel nicht gelöst werden. Rechtlich sah dies anders aus. Der *bellum iustum* war in der Frühzeit der römischen Expansion ein Krieg nach Regeln, aber ohne ethischen Bezug. Erst später traten materielle und moralische Werte hinzu, z.B. bei Cicero. Hier konnte der Krieg auch eine offensive Strafaktion für Gegner des *imperium* darstellen, später legitimierte er sogar offensiv die römi-

sche Expansion. Diese Entwicklung des *bellum iustum*-Gedankens hatte einen starken Einfluss auf die christlichen Theoretiker. Der gerechte Krieg müsse nämlich zum gerechten Frieden führen, zur kurzen Kampfpause in einem kriegerischen Zeitablauf. Augustinus bot mit seiner Lehre laut Schulz also einen Ausgleich zwischen christlichen Vorbehalten gegenüber kriegerischer Gewalt und den Zwängen der Politik. Trotz grundsätzlicher Kritik am Krieg selbst spannte Augustinus einen weiten Interpretationsrahmen auf, der vielfältig instrumentalisierbar war. Somit sei seine Lehre vom gerechten Krieg ein hochintellektuelles theologisches Konstrukt, das die Grundlage der mittelalterlichen Diskussion bildete und bis heute Renaissance erlebt.

Der Beitrag „Westliche Gotteskrieger unterwegs im Osten“ von Hans-Henning Kortüm (Regensburg) knüpfte mit den Kreuzzügen des Mittelalters daran an. Zwei wesentliche Punkte seien dabei zu betonen. Zum einen richteten sich die Kreuzzüge gegen einen Gegner, der als kulturell andersartig konstruiert und gedeutet wurde. Zum anderen stand im Vordergrund, den Gegner unschädlich zu machen, um einer möglichen eigenen Vernichtung in Kürze zu entgehen. Hier gebe es Parallelen zu George W. Bushs „crusade against terrorism“, der zurückgehe auf Jeffersons „crusade against ignorance“ und auf Eisenhowers „crusade against Hitler-Germany“. Die Kreuzzüge im Mittelalter kennzeichnete Kortüm als gesamteuropäische, transnationale militärische Massenbewegung. Erklärbar sei das Phänomen nur mit einem multikausalen Ansatz: Motive der Kreuzfahrer waren nicht nur religiöser Eifer, sondern auch Gewinnsucht, sozialer Aufstieg, Abenteuerlust, Prestige- und Konkurrenzdenken. Dagegen waren christliche Motive rar, denn das Verbot des Tötens war nach kirchlicher Lehre etabliert und verlangte von den Soldaten bei Zuwiderhandlung eine schwere Buße. Es bedurfte also der spezifischen Dialektik des Augustinus, um den Widerspruch für den christlichen Soldaten aufzulösen. In den Kreuzzügen sei der Papst die allerhöchste christliche Autorität gewesen und habe sich drei Argumentationssträngen zur Le-

gitimierung bedient: rechtliche (teils historisch verknüpfte), religiöse und moralische Argumente. Bei den ersteren habe die Rückerobereung genuin christlicher Gebiete (das „Heilige Land“ als die *hereditas christi*), die Muslime mit Gewalt erobert hatten, im Vordergrund gestanden. Die Muslime waren dabei als Besatzungsmacht nicht in die Peripherie, sondern in das Zentrum der Christenheit gelangt. Der römische Kaiser wurde so als „Rächer des Herrn“ installiert. Es gab also eine religiöse Untermauerung des juristischen Anspruchs. Dazu trat als weiteres religiöses Argument, dass das Töten von Muslimen geradezu als christliche Pflicht dargestellt wurde. Da der Kreuzzug als ein von Gott, der höchsten Autorität, befohlener Krieg interpretiert wurde, konnte ein Befehlnotstand durch den Papst konstruiert werden. Das Töten der Muslime, der satanischen *inimici dei*, wurde durch manichäische Feindbilder und traditionelle Stereotypen gerechtfertigt. Die Kreuzzugspropaganda griff zusätzlich auf präzise Schilderungen der von Christen durch Muslime erlittenen Torturen zurück. Die westlichen Gewaltfantasien dienten dabei der muslimischen Denunziation. Hier sah Kortüm weitere Bezüge zur Gegenwart, etwa zu den heutigen „Schurkenstaaten“. Ein Feldzug zwischen zwei Kulturen ist ein noch gebräuchliches Rechtfertigungsmotiv – auch in der *Jihad*-Propaganda. Die Kreuzzüge seien somit ein Musterbeispiel für den Typus „transkulturelle Kriege“.

Esther-Beate Körber (Berlin) zeigt ebenfalls einen „Krieg um Gottes willen“, denn sie befasste sich mit den Kriegsbegründungen im 30jährigen Krieg. Bekannt sei zwar der Prager Fenstersturz als Auslöser, weniger aber die Kriegspublizistik, die Körber von 1618 bis 1629 untersucht hat. Das Recht wurde hier als Gewohnheitsrecht, als „altes Herkommen“ gesehen. Das Verfassungsrecht war nicht schriftlich fixiert, Rechtsbrauch und lange Dauer mussten historisch hergeleitet werden. Der Krieg galt daher in den Flugschriften als Fortsetzung einer Gerichtsverhandlung mit anderen Mitteln. Daneben gab es noch einen zweiten Legitimationsstrang. Der Kaiser sah den Krieg als Krieg um Land und nicht als Krieg um *confessiones*. Er argumentierte dabei auch mit dem Gehorsamsargument aus den Römerbriefen des Alten Testaments. Insgesamt konstatierte Körber hier

eine stark emotionalisierte Kriegsfrage. Die Gegner des Kaisers setzten vielfach auf Schreckbilder. Einen dritten „fundamentalistischen“ Argumentationsstrang machte Körber ebenfalls aus. Es sei aber nur ein kleinerer Teil der Flugschriften, in denen mit dem Kreuzzugs-Motiv argumentiert worden sei. Das Hauptargument hieß hier: Gott will diesen Krieg, wir sind die „wahre Kirche“. Diese Argumentation sei von allen Parteien nach gleichem Muster vorgebracht worden. Dies änderte sich nach Körber erst durch die Säkularisierung, Konstanten zeigten sich aber im internationalen Gewohnheitsrecht.

„Wie man gegen geltendes Recht Kriege führt“ demonstriert Johannes Burkhardt (Augsburg) am Beispiel des Preußenkönigs Friedrich II. Durch seine Eroberungen sei ein ungeheuerlicher Friedens- und Rechtsbruch erfolgt. Dies fordere die Frage heraus, welche offiziellen Kriegsbegründungen vorgebracht wurden und welche Akzeptanzfähigkeit dabei erreicht wurde. Gegen geltendes Recht der Völkerrechts-Praxis und der deutschen Verfassungsrechtsordnung habe Friedrich II. mit acht Punkten argumentiert. Als ersten Punkt nannte Burkhardt den Versuch einer Selbstlegitimierung, indem auf frühere Planungen des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. verwiesen wurde. Ein zweiter Punkt war die Verfolgung eines „kurzen Krieges“. Friedrich II. gab sich damit einer Art *short war illusion* hin, wie sie Stig Förster und andere für das 20. Jahrhundert gezeigt haben. Ein weiteres Argument Friedrichs war die Frage der Erbfolgerechte. Diese Frage war als *causa iusta* für das Führen legitimer Kabinettskriege notwendig. Ein vierter wichtiger Strang war der Präventivkriegsgedanke. Hier galt der Krieg als erstes Mittel der Politik, „um dem Gegner zuvorzukommen“. Dieser Präventivgedanke wurde vor dem Ersten Weltkrieg wieder aufgenommen. Dies führte laut Burkhardt dazu, dass in der Gegenwart der Präventivgedanke in Europa durchaus kritisch betrachtet wird. Verfassungsrechtliche Legitimationen sah Burkhardt als fünften Argumentationsstrang. Durch die Reichsordnung waren die Kriege Friedrichs II. illegal. Daher musste er einen Rückhalt in den Reichsinstitutionen erlangen. Hier zeige sich, dass eine Akzeptanz legitimer Ansprüche notwendig sei, was auch heute für die Vereinten Nationen gel-

te. Sechstens versuchte Friedrich II. vergeblich seine Feldzüge als Religionskrieg zu inszenieren. Er argumentierte dabei gegen den Papst, der versuche, das ganze Reich zu konvertieren. Friedrichs II. siebter Versuch, den Krieg zu legitimieren, war erfolgreicher. Seine expansiven Kriegsziele verschleierte er durch defensive Argumente, so dass nur die Eroberung Schlesiens und nicht auch Böhmens und Sachsens offenbar wurde. Burkhardt zog das Fazit, dass der Friedensbrecher Friedrich II. sich behaupten konnte, weil die Kriege als Staatsbildungskriege gesehen wurden. So sei Preußen erst durch die Kriege zum Staat geworden, der sich nach staatlichen Regeln verhalten musste. Friedrich II. strebte insgesamt aber wohl eher den Verfassungsbruch an, statt einer konfliktregelnden Institution wie dem Reichstag zu trauen.

Zum Thema Verteidigungsangriffe als Kriegsform in der Späteren Neuzeit referierte Michael Erbe (Mannheim), über das Napoleonische Zeitalter. Er untersuchte hier vor allem die „semantische Schlacht“, in der jede Partei legale Gründe für ihre Kriegsziele gesucht habe. So habe Napoleon den Kampf um die Ehre der französischen Nation und die Menschenrechte angeführt, während die Entente den Gleichgewichtsgedanken und die Wiedereinführung von Rechtssicherheit vorgebracht habe. Der Krieg folgte nicht zwangsläufig aus der französischen Revolution, denn Frankreich wollte künftig auf Eroberungskriege verzichten und die Freiheit der Völker fördern. Allerdings war ein Angriff im Dienste der Volkssouveränität erlaubt, wie sich 1793/94 zeigte. In diesem völkerrechtlich illegalen Krieg verfolgte Frankreich eine Eroberungspolitik mit inhärentem Streben nach „natürlichen Grenzen“. Der Rechtfertigung diene das Modernisierungsangebot an die Bevölkerung anderer Länder. Dem wurde propagandistisch durch das Konzept der *Balance of Power* widersprochen, wobei handfeste wirtschaftliche Interessen eine große Rolle spielten. Die Idee des europäischen Gleichgewichts wird laut Erbe aber ebenfalls bis heute als Argumentationshilfe für Kriegsbegründungen herangezogen

Der Berliner Historiker Christoph Jahr machte in seinem Vortrag deutlich, dass der „Krieg der Waffen“ mit dem Ersten Weltkrieg zum „Krieg der Geister und Ideologien“ wur-

de. Dabei sah er zwei Interpretationsstränge: zum einen den Topos des unvermeidbaren, zum anderen den Topos des falschen Krieges. Einen Qualitätssprung machte Jahr im Ersten Weltkrieg bezüglich der territorialen Entgrenzung, Vernichtung und der vorgebrachten Kriegsbegründungen aus. Dieser Krieg sei ein globales Medienereignis mit einer umfassenden Propagandamaschinerie gewesen. Diese habe in zwei Stoßrichtungen gezielt: zum einen die innere Mobilisierung mit einem utopischen Moment (Burgfrieden in Deutschland, *union sacrée* in Frankreich), zum anderen eine Fremdmobilisierung nach außen, bei der es darum ging, Verbündete in den neutralen Ländern zu gewinnen. Inhaltlich wurde häufig die Notwehr betont, keineswegs aber eine unverhüllte Eroberungspolitik offenbart. Man unterstellte stattdessen den Gegnern annexionistische und wirtschaftliche Motive. Die Begründungen wurden im Kampf der „Ideen von 1789“ gegen die „Ideen von 1914“ mit universellen Werten verknüpft, wie ein Kampf der Zivilisation gegen die Barbarei oder der Kultur gegen die Zivilisation. Es gab zwar Rekurse auf religiöse Motive und Themen, aber dies war nach Jahr kein besonderes Merkmal des Ersten Weltkrieges. Ein weiteres Argument war die Verteidigung schwacher Staaten, eine Art moralisch aufgeladener *balance-of-power*-Politik wie sie z. B. in Wilsons 14 Punkten zum Ausdruck kam. Hier wurde der Krieg auch als Kampf gegen Despotie und für Demokratie proklamiert. Die Entente-Länder führten nach ihrer Logik einen Kampf gegen den deutschen Militarismus, womit sie nach Jahr den Feind aber zugleich dehumanisierten. Die Folgen, die sich aus diesen Kriegsbegründungen ergaben, waren weitreichend. Sie riefen nämlich eine mangelnde Kompromissbereitschaft der Kriegsparteien hervor, die den Krieg entscheidend verlängerte. Die Legitimierungsversuche enthielten häufig eine egalitäre Komponente, die den status quo der bürgerlichen Klassengesellschaft bedrohte. Die Gräuelpropaganda der Alliierten hatte lang anhaltende Auswirkungen. Dass die Deutschen zu Hunnen und Barbaren stilisiert wurden, bereitete einem rassistisch-biologistischem Argumentationsmuster das Feld. In der Zwischenkriegszeit wurde der Erste Weltkrieg mental fortgesetzt, aus den Kriegs- wurden nun Friedens- oder Kampf begründungen und dies

wurde zur Regel in totalitären Staaten, wie Jahr als Gegensatz zu liberaleren Staaten betonte.

In seinem konzisen Vortrag ging es Bernd Greiner vom Hamburger Institut für Sozialforschung um drei wesentliche Punkte in der anhaltenden Diskussion über Pearl Harbour: die Politik der US-Regierung, das Verhältnis der Zivilgesellschaft zu den Streitkräften und die Beeinflussung von Weltbildern. Greiner sah dabei Pearl Harbour als Beginn der Transformation der USA von einer Zivil- in eine Konfliktgesellschaft, die bis heute Auswirkungen zeige. Anhand der historischen Ereignisse untersuchte er, ob der Angriff der Japaner nicht durch die US-Regierung provoziert wurde, um eine anti-militaristische Gesellschaft für den Kriegseintritt zu gewinnen. Methodisch biete es sich hier an, anstelle der bisher vorgebrachten Verschwörungstheorien die Weltbilder mit langfristigen Traditionslinien zu untersuchen. Greiner sah dabei sechs große Topoi, die langfristig eine Rolle spielten. Als erstes Motiv nannte er den Topos der „auserwählten Gesellschaft“, wonach die USA als eine Idee oder ein Experiment gegenüber dem Zwang und der Despotie Europas verstanden worden sei, als ein biblisches *New Jerusalem*. Diese Vision sei zweitens strikt unterlegt gewesen mit Inklusions- und Exklusionsstrategien, die schon früher als Legitimationsmuster aller US-Kriege gesehen wurden. Einen dritten Punkt sieht Greiner im Aufbau einer propagandistischen Konstante durch Roosevelt. Er habe für die ersten beiden Motive erst eine *language of mobilization* gefunden. Dabei spielte insbesondere die Dehumanisierung des Gegners eine Rolle – ein weiteres konstantes Motiv also. Eine etwas gegensätzliche Rolle spielte fünftens die Idee des Isolationismus und Anti-Imperialismus, die sich als Plädoyer gegen eine Einmischung und gegen eine als neidvoll gesehene Umwelt verstand. Der fünfte Topos kann in einer manichäischen Falle im politischen Denken der USA gesehen werden. Eine Unterteilung in Gut und Böse bzw. Christ und Antichrist richtete sich auch gegen innenpolitische Gegner und benutzte Emotionen als Vehikel politischer Einsichten. Dass die Kontroverse um eine Zivil- oder Konfliktgesellschaft zugunsten der Kriegsbefürworter entschieden wurde, dazu trug sechstens die Semantik des „Überfalls“ oder des „Totalen Krieges“ bei. Dass sich diese Topoi als über-

zeugende Kriegsbegründungen nicht verbrauchten, erklärte Greiner mit der von der US-Regierung ausgestalteten „Politik der Emotionen“, die mit realen und imaginierten Bedrohungen verbunden war. Dies führe langfristig zu einer Politik, die gegenüber jeglichen Argumenten immun ist. Somit war nach Pearl Harbour eine Demobilisierung oder Konversion nicht mehr möglich. Es kam zu einem „Abschied“ von der Zivilgesellschaft und vom Isolationismus. Man könne Pearl Harbour daher auch als Wendepunkt zu einem politischen Zeitwechsel verstehen.

Der Kampf gegen die wirtschaftliche *Great Depression* spielte dabei ebenso eine Rolle wie die Hauptakteure der Kriegspolitik, pragmatisch denkende Zivilisten, v.a. Industrielle, Bürgermeister und Lobbyisten, die einen *unmilitaristic militarism* vertraten. Sie sorgten für die gesellschaftliche Durchsetzung des zentral geplanten *national security states*. Innen- und Außenpolitik, Sozial- und Wirtschaftspolitik waren in diesem Konstrukt untrennbar miteinander verwoben. Durch dieses „Modell der totalen Politik“ bei geschürten diffusen Bedrohungsszenarien kam es insgesamt laut Greiner zu einer dramatischen Aufwertung militärischen Denkens. Der Ausnahmezustand des Zweiten Weltkrieges wurde zum Dauerzustand. Die Vorbereitung und Führung eines Krieges wurde nun unhinterfragbar. Nicht nur in diesem Punkt sah Greiner wichtige Parallelen zur aktuellen US-Politik. Obgleich die *Empire-Debatte*, die Blockbildung im „Kalten Krieg“ und eine stärkere Anbindung an die Ereignisse und die Einzelinteressen der „Verwalter der Gewalt“, für die der Berliner Historiker Fritz Klein plädierte, diskutiert wurden, bot Greiner mit seiner wegweisenden Untersuchung politischer Leitmotive einen hervorragenden Ausgangspunkt für intertemporale Vergleiche.

In einem detailreichen Vortrag zeigte Heinz Richter (Mannheim), wie „das Völkerrecht als Vorwand zur Expansion“ genutzt werden kann. Der Zypernkonflikt vom Ende des Osmanischen Reiches bis zum bevorstehenden EU-Beitritt diene ihm dabei als Beispiel. Zypern wurde nach Richter die am meisten ausgebeutete britische Kolonie seit der Annexion 1878. Immer wieder habe Großbritannien die Gegensätze der Volksgruppen gefördert nach dem Prinzip *divide et impera*, weshalb es zu ei-

nem Bürgerkrieg und letztlich zur Teilung Zyperns kam.

Der Jurist Hans-Joachim Heintze (Bochum) begann seinen Vortrag mit einem kurzen Überblick über die völkerrechtliche Fixierung des Gewaltverbotes. Insbesondere mit der Charta der Vereinten Nationen sei es zu einer starken Verrechtlichung zwischenstaatlicher Kriege gekommen. Insgesamt stellten die rechtlichen Neuerungen der Charta aber eine Abkehr von der vorherigen schriftlich fixierten völkerrechtlichen Praxis dar, wo Kriegs- und Friedensrecht ineinander übergingen. Diese fixierten Normen stellte Heintze dann der aktuellen Rechtspraxis am Beispiel der jüngsten Balkan-Kriege gegenüber.

Der Hagener Historiker Ludolf Kuchenbuch hob zusammenfassend generelle Beobachtungen hervor. Obwohl der Kriegsbegriff und das semantische Feld des Kriegs kaum hätte verortet werden können, seien oppositionelle Paare wie Römer und Barbaren stärker als bisher in den Blick genommen worden. Dies gelte für verschiedene Religionen und Glaubenssysteme. Als Muster sah Kuchenbuch, dass Hauptpunkte wie Landraub meistens nicht benannt wurden, teils um das Ziel zu verschweigen. Schließlich warnte Kuchenbuch vor einem möglichen Missbrauch erinnerungskultureller Bestände, denn es gebe eine problematische Verwandlung von Geschichts- in Konsumgüter. Demgegenüber forderte er, die Kriegsrhetorik eindeutig zu beschreiben, zu enttarnen und zu kritisieren. Dazu sei es notwendig, die Ebenen der Dezision zu identifizieren und die Anteile von List, Lüge und Irrationalität zu zeigen. Historiker sollten somit ein Veto einlegen gegen kriegs begründende Forderungen und eine eigenständige normative Position einnehmen.

Als Vorbereitung auf die Schlussdiskussion zeigte der Sprachwissenschaftler Uwe Pörksen (Freiburg), wie „Kriegsbegründungen als Wirkungsrhetorik“ verstanden werden können. Außerdem versuchte er eine Analyse der „neuen“ und „asymmetrischen“ Kriege für die abschließende Diskussion vorzunehmen. Sprachwissenschaftlich erscheine nämlich der geometrische Begriff der „Asymmetrie“ als erweiternde Kontextualisierung für Krieg kaum angemessen. Dies wurde auch deutlich in der anschließenden Podiumsdiskussion, die von Heribert Prantl von der Süddeutschen Zeitung kenntnisreich moderiert wurde. Im Mittelpunkt stand die Debatte zwischen Herfried Münkler (Berlin) und Bundesminister a.D. Erhard Eppeler um die „neuen“ Kriege. Hier zeigte Kortüm, dass die analytische Kraft des Begriffes „asymmetrischer Krieg“ eher beschränkt ist. Aus historischer Sicht hätten die Vorträge teils sehr eindeutig gezeigt, dass im Krieg der Gegner immer als asymmetrisch dargestellt und konstruiert werde, um einen eigenen Kriegseintritt zu unterstützen und zu rechtfertigen. Leider wurde die Frage, was der Blick in die Geschichte für aktuelle Kriege bedeutet, hier nur indirekt angesprochen. Die Präsentation der zuletzt neueren Forschungserträge zeigte insgesamt jedoch, wie bedeutsam historische Forschung für aktuelle Fragen sein kann – ohne aktualistisch zu werden. Doch diese Erkenntnis blieb den zahlreichen Zuhörern selbst überlassen.

Stefanie van de Kerkhof, M.A., Institut Frieden und Demokratie, Fernuniversität Hagen, Im Dünningbruch 9, 58084 Hagen, Tel. +49-(0)2331-987-2366, E-mail: Stefanie.Kerkhof@fernuni-hagen.de

Die Ausstellung „Der Weltkrieg 1914-18. Ereignis und Erinnerung“ im Deutschen Historischen Museum in Berlin (13. Mai bis 15. August 2004)

von Michael J. Toennissen

Nummehr 90 Jahre liegt der Ausbruch des Ersten Weltkrieges zurück. Im kollektiven Gedächtnis der meisten Menschen in Großbritannien und Frankreich ist er immer noch „the Great War“ oder „la Grande Guerre“; in Deutschlands Öffentlichkeit ist dieser Konflikt aufgrund des Zweiten Weltkriegs kaum noch präsent. Anlass genug für das DHM, eine Aus-

stellung zu konzipieren, die – so der Werbeprospekt – einer thematischen Ausrichtung folgt, die das historische Ereignis in einer internationalen Perspektive zeigt. Ferner heißt es, dass sich „ihre Teile [...] gleichberechtigt [auf] die Kriegsschauplätze an der Westfront wie auch die im Osten und Südosten Europas“ beziehen. Die Schau gliedert sich in drei große Teile (mit

den Teilen Erfahrung, Neuordnung und Erinnerung), die durch einen vorgegebenen Weg miteinander verbunden sind. Es ist nicht zwingend, diesem chronologischen Weg zu folgen, aber er dient als roter Faden. Die Architektur des Pei-Baus erlaubt es, die etwa 300 Exponate auf zwei verschiedenen Ebenen zu präsentieren. Leihgeber sind eine Vielzahl von Museen in ganz Europa. Die ca. 300 Exponate bestehen teils aus für Kriegsausstellungen unverzichtbaren Stücken wie Uniformen und Waffen, und teils aus exotischen Einzelstücken, denen ein ausgesprochener Fetisch-Charakter anhaftet sowie last but not least aus einer Vielzahl von Alltagsgegenständen des militärischen und des zivilen Lebens. Diese Expositionsbeschreibung wird versuchen, an ausgewählten, ungewöhnlichen Museumsstücken den jeweiligen Ausstellungsteil zu charakterisieren und – soweit möglich – eine Bewertung vorzunehmen, inwieweit die Objekte die Ausstellung bezüglich des oben genannten Anspruchs der Kuratoren weiterbringen.

Prolog

Den Anfang macht ein fünfminütiger Ausschnitt aus dem Film *Berlin zur Kaiserzeit – Glanz und Elend einer Epoche*. In dieser Kompilation zeitgenössischer Aufnahmen um 1910, die regelmäßig für verschiedene Wochenschauen produziert wurden, ist eine Militärparade zur Hochzeit der Tochter Wilhelms II., Prinzessin Victoria Luise, mit Ernst August von Braunschweig zu sehen.

Wichtig für die Ausstellung ist diese pompöse Veranstaltung, der auch der russische Zar Nikolaus II. sowie der englische König George V. beiwohnten, weil sie zum einen den oberflächlichen Glanz jener Zeit veranschaulicht und zum anderen den Anfang des Bogens vom „Konzert der Mächte“ zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs spannt. Der Filmausschnitt verdeutlicht nebenbei, dass „Neue Medien“ immer mehr Eingang finden in historische Expositionen. Damit sind freilich nicht Videos und Fotos, sondern PCs mit Zugriff auf Datenbanken gemeint, die den Weg durch die Exposition säumen.

Selten gesehen, aber überzeugend ist der Versuch der museologischen Vermittlung der Vorkriegsgeschichte und ihrer Mentalitäten an-

hand krupp'scher Panzerplatten. Die präsentierte Panzerplatte der Firma Krupp ist auf das Jahr 1905 datiert und steht symbolisch für das Flottenwettrüsten zwischen England und dem Deutschen Reich. Der Krupp AG kam im Flottenbauprojekt eine Sonderstellung zu, da sie nach der Übernahme der Kieler Germania-Werft 1896 komplette Kriegsschiffe baute. Die hier ausgestellte Panzerplatte stammt aus dem firmeneigenen Schießplatz, wo diese zur Qualitätskontrolle mit Artilleriegranaten beschossen wurde, um Aufschluss über die Widerstandsfähigkeit des Materials zu erhalten. Zur Frage, wie man damals der Eventualität eines bevorstehenden Krieges ins Auge blickte, zeigen Exponate wie das Buch *Das Menschenschlachthaus* (1913) von Wilhelm Lamszus. Darin schildert Lamszus die mörderische Wirkung moderner Waffen, ohne zu wissen, dass ihn der Lauf der Geschichte allzu bald bestätigen würde. Es steht außer Frage, dass Bücher wie dieses wichtig sind, um herrschende Vorkriegsmentalitäten zu erklären, zu beschreiben und zu erforschen. Aber als Ausstellungsstück weisen Bücher die Schwäche auf, dass sie die Phantasie des Besuchers nur in so weit anregen, wie sie auch kommentiert wurden. Dass dieses Buch eine sehr hohe Auflage erfahren hat und somit in Deutschland freilich gut bekannt war, wird nicht deutlich, wenn es, wie hier geschehen, in einen gläsernen Schaukasten gestellt wird und damit seinem eigentlichen Gebrauch entzogen ist. An dieser Stelle sei auf den ausgezeichneten Katalog zur Ausstellung verwiesen, der die Informationslücken zu schließen weiß.

Das zentrale Exponat für den Bereich, der die Julikrise abdeckt, ist die beschädigte Auto-scheibe des fünften Wagens der Autokolonne des österreichischen Thronfolgers Franz Ferdinand und seiner Gattin vom 28. Juni 1914. Das ist ein Objekt, welches die Gemüter spaltet; möglicherweise erweckt es Staunen bei den Weltkriegsexperten, vielleicht lässt der Anblick dieses Stückes Glas das Attentat in einem klaren Licht erscheinen, was den Tathergang betrifft. Andererseits „lebt“ dieses Exponat auch von der Vorstellungskraft des Betrachters, denn die eigene Aussagekraft tendiert gen Null. Besser verhält es sich hingegen mit den eher „klassischen“ Stücken wie zum Beispiel das Extrablatt des *Berliner Tageblatts* vom 1. August 1914,

das die Mobilmachung und ersten Stunden des Kriegs zeitgenössisch dokumentiert werden.

I. Kriegserfahrung

Der darauf folgende Teil der Ausstellung widmet sich der „Kriegserfahrung“. Thematisiert wird laut Werbeprospekt „die neue Dimension der Kriegserfahrung mit ihren Konsequenzen für Individuen und Gemeinwesen“. Dazu gehören im Sinne der Kuratoren neben den Erfahrungen der Soldaten im Schützengraben auch die propagandistischen Anstrengungen der kriegführenden Parteien sowie die in den Kriegsdienst gestellten Gesellschaften. Es soll deutlich werden, „in welchem Maße der Erste Weltkrieg eine Umwertung, sogar Zerstörung des Herkömmlichen und Hergebrachten bewirkte“.

Hier finden sich selbstredend für Kriegsmuseen immer noch essentielle Exponate wie Uniformen und Waffen, die überdies einen sehr großen Ausstellungsteil für sich in Anspruch nehmen.

Auf die Frage, ob moderne Ausstellungen so etwas noch zeigen müssen, heißt die Antwort mit großer Wahrscheinlichkeit „ja“. Diese Ausstellung ist für ein breites Publikum konzipiert, für Besucher, die sich schon länger mit der Materie befaßt haben, als auch für jene, die unbekanntes Terrain betreten. Für eben dieses Publikum ist es unverzichtbar, die Entwicklung von Uniformen und Waffen wie das Maschinengewehr zu zeigen. Der museumspädagogische Versuch, den Zuschauer durch das Anheben eines Karabiners K 98, eines deutschen Stahlhelms Modell M16 oder eines deutschen Marschrucksacks, „Affe“ genannt, in das Kriegserleben mit einzubeziehen, erscheint hingegen als fragwürdig. Es ist deshalb nicht überzeugend, da der Unterschied, mit 30 kg zu marschieren, oder sie „kurz anzuheben“, ein gravierender ist. Beeindruckender neben den Modellen von Schützengräben und Panzern ist ein unauffälliges Kleinod: Eine Armbanduhr. Die Armbanduhr schlägt die „Brücke“ vom militärischen zum späteren zivilen Alltagsgegenstand. Armbanduhren waren bis Kriegsausbruch Frauen vorbehalten, die, im Gegensatz zu Männern, über keine Taschen für Uhren an ihren Rücken verfügten. Die neue Kriegsführung war zunehmend auf genaue Uhrzeiten ange-

wiesen, um zum Beispiel Artillerieeinsätze mit Infanterieangriffe abzustimmen, wie es die damals moderne Strategie erforderte. So wurde die Armbanduhr zum männlich konnotierten Kriegsobjekt.

Was der Krieg für die Zivilbevölkerung in den umkämpften Gebieten bedeutete, zeigt eine Sonnenuhr von beachtlicher Größe. Sie stammt aus der Tuchhalle von Ypern, dem größten weltlichen Bauwerk des westeuropäischen Mittelalters. Am 22. November 1914 wurde sie von deutschen Brandbomben getroffen und zerstört. Sie ist das Sinnbild für einen totalen Krieg, der in gewisser Weise den Luftkrieg des Zweiten Weltkriegs vorwegnimmt. Serben und Tod wird in der Ausstellung naturgemäß thematisiert. Als Sinnbild für Verdun, dem Ort der berühmtesten Schlacht des Ersten Weltkriegs, steht die Statue aus einer zerstörten Kirche aus dem Ort Verdun. Sie gelangte wahrscheinlich noch in den zwanziger Jahren in die Sammlung des Beinhauses von Douamont, jener großen, schwer umkämpften Festung. Dieses Beinhaus bewahrt die sterblichen Überreste von ca. 130.000 unbekanntem Soldaten auf. Pietätlos mag hingegen die Zurschaustellung von Holzkreuzen und Grabsteinen aus diversen Friedhöfen erscheinen. Sie stammen von zivilen Friedhöfen. Eventuell wäre es angebracht gewesen, hier Fotos dieser Exponate auszustellen. Interessant ist, dass die Kuratoren den Kriegsgefangenen einigen Platz in der Ausstellung einräumen. Etwa 10 Prozent aller Mobilisierten verbrachten einen Teil des Krieges in Feindeshand. Zentraler Gegenstand sind die hier ausgestellten Bilder des Berliner Malers Hans Looschen. Looschen malte mehrere nordafrikanische Kriegsgefangene, die in dem sogenannten Halbmond-Lager in Zossen bei Wünsdorf interniert waren. Diese Bilder zeigen, dass die deutsche Führung Kriegsgefangene Mohammedaner von anderen trennten. Diese Mohammedaner waren hauptsächlich Kolonialfranzosen. Die Deutschen versuchten diese für den Kampf gegen deren Kolonialherren zu gewinnen. Diese Versuche erfolgten unter anderem in Form von Printmedien, die eigens für diese Insassen gedruckt wurden, und deren Inhalt sich auf Hetze gegen die Entente beschränkte.

Als Kuriosität innerhalb der propagandistischen Bemühungen des Einzelnen kann ein französischer Stahlhelm Modell Adrian mit e-

nem Aufsatz in Form eines mit einer Pickelhaube behelmten Schweinekopfs gelten. Dieses Exponat auszustellen, ruht wahrscheinlich auf dem Gedanken, Neues zu zeigen. Er ist Sinnbild des Hasses auf die Deutschen, kann aber mit Sicherheit nicht als repräsentativ gelten. Wenn es um die Musealisierung des Waffenstillstands geht, bedürfen einige Objekte einer kritischeren Betrachtung, allen voran eine unscheinbare Trompete. Es soll jene Trompete sein, mit der ein österreichischer Infanterist das Waffenstillstandsgesuch im Namen des Oberbefehlshaber der österreichisch-ungarischen Armee signalisierte. Ob das der Wahrheit entspricht, kann nicht ausreichend belegt werden. Es ist ein kleines Blatt Papier, das die Fantasie anregt, und zwar eine graphische Aufzeichnung des Kriegsendes. Die graphische Wiedergabe der letzten Tonaufzeichnung von Artilleriegefechten im amerikanischen Frontabschnitt nahe der Mosel macht anschaulich, wie sich der Eintritt des Waffenstillstands am 11. November um 11:00 Uhr auswirkte. Der Amplitudenausschlag auf der linken Seite (10h 58' 56'' bis 10h 58' 59'') zeigt noch eine starke Artillerieaktivität an, der nahezu gradlinige Verlauf auf der rechten Seite (ab 11h 01' 00'') verbildlicht die mit der Feuereinstellung eingetretene Stille.

II. Neuordnung

Im Ausstellungsteil „Neuordnung“ stammen die meisten Exponate aus der Diplomatiegeschichte, da sie vornehmlich aus Dokumenten wie Akten bestehen. Gerade für Laien müssen diese „Basics“ gezeigt werden.

III. Erinnerung

Der letzte große Abschnitt, „Erinnerung“, fördert manche Kuriosität ans Tageslicht. Darunter fallen zum Beispiel der Stahlhelm eines englischen Soldaten nebst dem Stahlhelm des Schriftstellers Ernst Jünger. In dem Kapitel „Gegen Inder“ seines Bestsellers „In Stahlge-

wittern“ schildert er, wie er an diese „Trophäen“ gelangte: *„An der Stelle, an der wir in der vorigen Nacht den Flankenangriff abgeschlagen hatten, lagen drei Leichen. Es waren zwei Inder und ein weißer Offizier mit zwei goldenen Sternen auf den Achselstücken, also ein Oberleutnant. Er hatte einen Schuss ins Auge bekommen. Das Geschloß hatte beim Austritt die Schläfe durchbohrt und den Rand seines Stahlhelms zerschmettert, den ich als Trophäe an mich nahm.“*

Obwohl diesen Objekten der Hauch des Fetischen haftet, gelten sie dennoch für die Kriegserinnerung des Einzelnen und haben somit einen berechtigten Platz neben der kollektiven Kriegserinnerung in dieser Ausstellung.

Spurensuche

Die Ausstellung schließt mit der „Spurensuche“. Fotos versuchen darzustellen, was von diesem Krieg übrig geblieben ist. Darunter fällt zum Beispiel ein Foto des „Cenotaph“ in London. Dieser Monolith war nach Kriegsende dem „unbekannten Soldaten“ gewidmet und wurde mit einem großem Zeremoniell eingeweiht. Heute steht er inmitten einer belebten Straße, wo er vom Ruß der Abgase geschwärzt, ein unauffälliges Dasein fristet.

Die Ausstellung versucht mit viel Liebe zum Detail das Ereignis Erster Weltkrieg in seiner Gänze zu erfassen und zu veranschaulichen. Die TAZ titelte, sie sei verzweifelt unangemessen und „drückt sich mit edlen Vitrinen um die Wirklichkeit der Vernichtung herum“. Vitrinen schaffen stets eine zusätzliche Distanz zwischen Objekt und Betrachter. In toto bleibt dennoch zu sagen, dass es in Ansätzen eine gelungene Ausstellung war.

Michael J. Toennissen, Suitbertusstr. 86, 40225 Düsseldorf, E-Mail: Michael_Toennissen@web.de

„Zerreißprobe Frieden“. Baden-Württemberg und der NATO-Doppelbeschuß Eine Sonderausstellung im Haus der Geschichte Baden-Württemberg von Winfried Mönch

Der von vielen befürchtete Atomkrieg der 1980er Jahre hat nicht stattgefunden. Der Kalte Krieg ist schon lange gewonnen. Er erscheint

heute vielerorts in einem verklärten, geradezu friedfertigen Licht. Die atomare und konventionelle Überrüstung Europas, insbesondere

Deutschlands, ist häufig nur noch schemenhaft in Erinnerung. Umso aner kennenswerter ist es, dass das Haus der Geschichte Baden-Württemberg in Stuttgart mit einer Sonderausstellung an die massivsten rstungspolitischen Auseinandersetzungen erinnert, die die alte Bundesrepublik je umgetrieben haben.

Die Stationierung amerikanischer Marschflugkörper und Mittelstreckenraketen vom Typ Pershing II in Europa bzw. in West-Deutschland war von Seiten der NATO als Antwort auf die sowjetischen Boden-Boden-Raketen vom Typ SS 20 gedacht, die auf dem Gebiet des Warschauer Paktes in Stellung gebracht worden waren. Die westliche „Nachrüstung“ war an das Angebot geknüpft, die eigenen Waffensysteme wieder abzuschaffen, wenn dies auch die Sowjetunion mit ihren Raketen tun würde. Dieser „Doppelbeschluss“ zur Stationierung von Atomraketen bei gleichzeitigem Signalisieren von Abrstungsbereitschaft machte die ganze Absurdität des atomaren Wettrstens mit seinen vernichtenden berttungskapazitten drastisch deutlich. Aufzursten, um abzurösten und die Stationierung von Atombomben als Garanten eines „Friedens in Freiheit“ mögen für die politischen und militärischen Eliten in West-Deutschland vielleicht gerade noch nachvollziehbar gewesen sein. Für einen großen Teil der Bevölkerung war dies aber schlicht atomarer Wahnsinn. Für sie war eine Stationierung nicht friedensfrdernd, sondern kriegstreibend. Die Strategie der Abschreckung, d. h. auch die Bereitschaft, im Falle einer Aggression zuerst selbst Massenvernichtungsmittel einzusetzen und damit den atomaren Weltuntergang zu verursachen, war kaum mehr verständlich zu machen. Die Pershing II wurden ab 1983 im Bereich des VII. US-Korps, dessen Hauptquartier sich in Stuttgart befand, stationiert. Die Kasernen und Depots der Raketen in Mutlangen, Neu-Ulm und auf der Waldheide bei Heilbronn wurden nun zum Mekka von Demonstranten. Menschenketten und Grokundgebungen zeigten, wie gespalten die deutsche Bevölkerung in Sachen „Nachrüstung“ war.

„Zerreißprobe“ ist eine Metapher aus der Werkstoffkunde. Dieses Bild hatten die Designer der Ausstellung vor Augen, als sie ihr Raumbild konzipierten. Es stehen sich Friedensfreunde und Militärs gegenüber. Ein

Sperrzaun mit Stacheldrahtaufsatz betont das Trennende. Zwischen Demonstranten und Soldaten steht die Polizei als Moderator und Schätzer beider Seiten. Ein Riss geht durch den Raum. Die Lage ist also zum Zerreißen gespannt. Doch die Spannung der Zeit mit ihren existenziellen Bedrohungsngsten lässt sich kaum durch einen ausstellungsgestalterischen Gag vermitteln. Ein Pflug symbolisiert das biblische Motto der Friedensbewegung: „Schwerter zu Pflugscharen“. Ausgestellt werden Buttons, Fahnen, Flugschriften, Spruchtafeln, Plakate und Transparente der Demonstranten. Der eine oder andere mag da schon einmal ins nostalgische Grübeln kommen. Ein Talar ist zu sehen, was durchaus Sinn macht, glichen die Kundgebungen doch häufig mehr theologischen als politischen Manifestationen. Umhnge aus Leinen und Jute zeigen Beispiele zeitgenössischer Demo-Mode. Helm und Overall der Ikone der deutschen Friedensbewegung, Petra Kelly, sind gleichfalls zu bewundern. Dem stehen die Uniformen von amerikanischem und deutschem Militär gegenüber. Im Gegensatz zur Dauerausstellung im Haus der Geschichte, in dem die musealen Objekte nur noch nachrangiges, und man könnte fast meinen, lästiges Beiwerk einer durchgestylten Ausstellungskonzeption darstellen, werden die Dinge in der Sonderausstellung geradezu liebevoll präsentiert. Die Uniformen, Orden, Medaillen und Urkunden könnten in einem klassischen Militär-museum nicht besser präsentiert werden. Deutlich wird, dass der Kampf der Friedensbewegung auch ein großer Medienereignis war, dessen Höhepunkt in der Menschenkette gipfelte, die im Oktober 1983 zwischen Stuttgart und Neu-Ulm, dem Sitz des amerikanischen Oberkommandos und einem der atomaren Stationierungsorte, gebildet wurde.

Die Ausstellung ist reich an bemerkenswerten Stücken. So ist etwa eine Schalttafel der US-Militärbasis Mutlangen vorhanden. Ein technisches Betriebshandbuch für die Pershing II wird gezeigt, das die Friedensaktivisten aus einer Mülltonne geborgen hatten. Ein amerikanischer Geländewagen aus ziviler Produktion, der bei der Bewachung eines Stützpunktes zum Einsatz gekommen war, vermittelt einen olfaktorischen Eindruck. Der Geruch nach ranzigem Waffenl, angegammeltem Dichtungsgummi und abgestandenen Motorausdnstungen wird

jedem, der einmal in einem Technischen Bereich Dienst getan hat, vertraut in die Nase stechen. Bemerkenswert ist auch die Bronzestatuette eines GI, die das VII. US-Korps der Stadt Stuttgart beim Abzug als Abschiedsgeschenk vermacht hat. Die lebensgroße Büste, die wie eine ins Grotteske aufgeblasene, vollplastische Zinnfigur wirkt, ist von solch abgrundtiefer Scheußlichkeit, dass sie die Nato-Strategie vorzüglich symbolisiert: Abschreckung. Außerdem werden neben Modellen und zeitgenössischen Druckschriften auch zahlreiche Fotos und Filme gezeigt. Wie fremd heute die Zeit des Kalten Krieges erscheint, wird in einer kurzen Videoinstallation deutlich, die am Beginn der Ausstellung zu sehen ist. Eine Weltkarte wird immer mehr rot eingefärbt, und auf den Kontinenten wehen schließlich die Roten Fahnen mit Hammer und Sichel, bis eben schließlich der Atomkrieg beginnt. Es macht frösteln, anzuschauen, wie amerikanische Soldaten im Schwäbischen Wald bei Schneetreiben ihre Rakete startklar machen.

Der Einsatz atomarer Gefechtsfeldwaffen war in der NATO-Strategie immer auch als Option gedacht, eine siegreich nach Westen durchgebrochene Rote Armee doch noch aufhalten zu können. Im Ernstfall sollten taktische Atomwaffen durch Überschreiten der nuklearen Schwelle die Entschlossenheit der NATO demonstrieren, den Konflikt weiter zu eskalieren, auch wenn sie ihren konventionellen Krieg bis dahin schon verloren hätte. Es wird gezeigt, wie man 1987 bei einer Übung für eine Pershing-Einheit eine Ponton-Brücke über den Rhein geschlagen hat. Das dazu stimmige Kriegsszenario wäre gewesen: Die Pershing-Batterien, die den bis dahin geführten konventionellen Krieg überstanden haben, ziehen sich zurück, um in einem „Last Stand“ weit vom Westen aus ihre Raketen in den Weltuntergang hinein abzufeuern.

Ist es müßig, nach dem militärischen Wert von „politischen“ Waffen zu fragen, die in der Strategie und im Glauben an die Abschreckung nie zum Einsatz bestimmt gewesen wären. Oder waren sie das eben doch? Die ganze Atomkriegsstrategie der beiden Supermächte war von so vielen Unwägbarkeiten, Hypothesen und Glaubenssätzen geprägt, dass man schon von einer Atomtheologie sprechen konnte, frei nach dem Motto: Credo, quia absurdum.

Es ist ebenfalls eine hypothetische Frage, wenn gleich auch eine nach wie vor beunruhigende, was alles hätte passieren können, wenn nicht mit Michail Gorbatschow ein Reformier die Führung der Sowjetunion übernommen hätte, sondern ein Machthaber, der eine - in der deutschen Geschichte nur allzu geläufige - Politik von „Weltmacht oder Untergang“ betrieben hätte. Wie dem auch sei, Gorbatschow ermöglichte einen 1988 in Kraft getretenen Abrüstungsvertrag, der schließlich zur Verschrottung aller Pershing-Raketen, Marschflugkörper und SS 20 geführt hat.

Es bleibt allerdings nach wie vor die offene Frage, welchen wirklichen Nutzen die Stationierung der Raketen für den Westen gehabt hat. Letztlich war die Nachrüstung, so suggeriert es wenigstens das ausstellungskünstlerische Raumdesign, eine Erfolgsgeschichte ohnegleichen. Die Metapher, unter deren Motto die Schau steht, wird, um im Bild zu bleiben, nun überdehnt, denn der Riss durch den Raum verweist auf einen weiteren Riss, diesmal durch eine Stellwand an der Stirnseite der Ausstellung. Dieser soll den epochalen Bruch der Mauer symbolisieren. Allen Massenprotesten zum Trotz, die als Attribute einer vorzüglich funktionierenden Demokratie besonders hervorgehoben werden, war es dann doch der Weitsicht und der Standfestigkeit der Politiker zu verdanken, dass man mit dem Vollzug des NATO-Doppelbeschlusses schließlich die Grundlagen für das Ende des Kalten Krieges legen konnte. Dies allerdings ist eine These, die mehr auf Glauben beruht, als dass sie in der Ausstellung faktisch untermauert würde.

Der Riss in der Kulisse gibt dem Besucher den Blick frei auf die Zeit danach. Die Wiedervereinigung Deutschlands wurde möglich; die Sowjetunion zerbrach; in Europa erfolgte eine weit gehende Abrüstung. Man erfährt auch Interessantes über die Konversion der aufgegebenen Stützpunkte. Die Friedensdividende hat sich offenbar für die Gemeinde Mutlangen wunderbar ausgezahlt. Auf dem Gelände der ehemaligen Raketenbasis entstehen nun Einfamilienhäuser. Doch neue Konflikte tauchen am Horizont der Geschichte auf. Verwiesen wird auf den Kosovo-Krieg und den Zweiten und Dritten Golfkrieg. Im Zweiten Golfkrieg war die Friedensbewegung in Deutschland noch ein politischer Faktor. Im Kosovo-Krieg unterwarf

sich die alte Friedensbewegung dann weitgehend der militärischen Logik und Rhetorik vom Frieden schaffen mit Waffen. Fotos von Bundeswehr-Soldaten beim Einsatz in Afghanistan und Schülerdemonstrationen gegen den Irakkrieg beschließen die Ausstellung. Es ist ein kleiner, informativer Begleitband erschienen, der denselben Titel trägt wie die Sonderausstellung. Als solche ist sie gelungen. Man wünscht

den Wissenschaftlern am Haus der Geschichte in Stuttgart auch weiterhin den Mut, historische Ausstellungen zu Themen zu konzipieren, die nach wie vor politisch umstritten sind.

Haus der Geschichte Baden-Württemberg, Konrad-Adenauer-Straße 8, 70173 Stuttgart, Weitere Informationen unter www.hdgbw.de

TAGUNGSANKÜNDIGUNGEN / AUSSTELLUNGEN / CALLS FOR PAPERS
--

Genocides: Forms, Causes and Consequences
The Herero-War (1904–08) in historical perspective
 Berlin, 13.–15.01.2005

The 20th century can be seen as a century of genocide. Never before in the history of humankind were so many people killed or their culture destroyed on the grounds of their descent and ethnic affiliation. Unfortunately it is likely that genocide will be serious policy option for some political leaders in the future. Understanding the causes of genocide is therefore not only of academic interest, but will also enable action to be undertaken, which, while may not preventing genocide from taking place, will allow for timely and humane responses to this most fundamental of crimes against humanity.

In 1904, the first genocide of the 20th century took place in German South West Africa (Namibia). In order to commemorate this event and to put this historical milestone into perspective, a conference will be held at the Haus der Kulturen der Welt in Berlin between 13th and 15th January 2005. Starting from the genocide committed in Namibia 100 years ago the conference aims to come to an informed understanding regarding the origins of genocide. Issues to be dealt with in the conference relate to, amongst others, definitions and problems of comparison, the roots of genocide, genocide and the state, singularities and continuities, genocide and law and genocide, memory and identity.

For the conference a series of internationally renowned researchers on genocide from Australia, Canada, Germany, Namibia, the Netherlands, Portugal, Sweden, Switzerland, the UK and the USA, have been invited to present their research. In order to facilitate a truly comparative approach, they will give papers on structural features of genocide rather than on specific cases. This focus will identify theoretical and typological linkages between genocides in history. The selection will enable the conference to come to, not only an empirically, but also – and more importantly – a theoretically informed comparison between genocides. The event is designed to stimulate intensive and lively debate. The conference language is English. There will be the opportunity for graduate students who are about to finish their thesis or

have done so recently to present posters on their research. Please send a short outline and a c. v. (namibian-war@freenet.de).

The conference will also serve as a the foundation meeting of a European network of genocide scholars. More details will be announced soon (see the conference homepage, address below).

Haus der Kulturen der Welt, Berlin, 13–15.01.2005

Preliminary Programme

Convenors: Juergen Zimmerer / Jan-Bart Gewald / Andreas Eckert

In cooperation with the Institute für Voelkerkunde, University of Cologne (Michael Bollig), the Rautenstrauch-Joest Museum für Voelkerkunde, Cologne (Klaus Schneider) and the Department of History, University of Duisburg/Essen (Christoph Marx)

With the financial support of the Fritz Thyssen Stiftung

Thursday, 13.01.2005

Welcome: Andreas Eckert (Hamburg)

Opening remarks: Genocide as paradigm: The biopolitical crime and modernity: Juergen Zimmerer (Coimbra)

Panel 1: Problems of Comparison,
 Chair: Andreas Eckert (Hamburg)

Understanding Genocide: Beyond comparative case studies: Henry Huttenbach (New York)

Historiography of Comparison: A. Dirk Moses (Sydney)

Discussant: Hartmut Kaelble (Berlin)

Friday, 14.01.2005

Panel 2: The Namibian War in the History of Genocide? Chair: Jeremy Silvester (Windhoek)

Colonialism and Genocide: Jan-Bart Gewald (Leiden)

Genocide and Holocaust: Singularities and Continuities: Eric D. Weitz (Minneapolis),

Discussant: Gesine Krüger (Zürich)

Panel 3: Roots of Genocide,
Chair: Christoph Marx (Essen)

History of Genocide: Frank Chalk (Montreal)

Racial Homogeneity as a Concept: Dan Stone (London)

Discussant: N.N.

European Network of Genocide Scholars (ENoGS) Foundation meeting

Conference Dinner

Saturday, 15.01.2005

Panel 4: Why do people become killers
Chair: Stig Foerster (Bern)

Creating Victims: The Establishment of Racial Thinking: Norbert Finzsch (Köln)

Creating Killers: Mark Levene (Southampton)

Discussant: Dominik J. Schaller (Zürich)

Panel 5: Genocide and the State
Chair: Charles Maier (Harvard) (tbc)

War and Genocide: The European theater in World War II: Michael Geyer (Chicago)

Bureaucracy and Genocide: Donald Bloxham (Edinburgh)

Discussant: N.N.

Panel 6: Genocide, Memory and Identity
Chair: N.N.

The Use and Abuse of the Memory and History of Genocide: Henning Melber (Uppsala)

Genocides and the Politics of Identity: Micha Brumlik (Frankfurt)

Discussant: Gerhard Hirschfeld (Stuttgart)

Final Discussion

Chair: Juergen Zimmerer (Coimbra)

Closing Remarks: Jan-Bart Gewald (Leiden)

Programme and further details:

<http://www.hist.net/ag-genozid/namibianwar.html>

E-Mail: namibian-war@freenet.de

Contact: Dr. Juergen Zimmerer, CEIS 20, Universidade de Coimbra, Rua Alves Torgo 25, 1ºesq., P-5000-679 Vila Real, Tel.:++351-259325809, namibian-war@freenet.de

Prof. Dr. Andreas Eckert, Historisches Seminar, Universität Hamburg, Von-Melle-Park 6, D-20146 Hamburg, Tel: +49-40-428382591, andreas.eckert@uni-hamburg.de

Call for Papers: Der Erste Weltkrieg im Alpenraum. Erfahrung – Erinnerung – Wirkung

Bozen, 28.-30. April 2005, Veranstalter: Südtiroler Landesarchiv, Arbeitsgruppe Regionalgeschichte/ Gruppo di ricerca per la storia regionale in Verbindung mit dem Institut für Geschichte der Universität Innsbruck, Deadline f. Call for paper: 22.10.2004

Der Erste Weltkrieg war die entscheidende Zäsur des 20. Jahrhunderts mit nachhaltigen politischen, sozialen und mentalen Folgen für Staat und Gesellschaft. Neunzig Jahre nach Kriegsausbruch stellt die „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ (George Kennan) für die wissenschaftliche Forschung noch immer ein hohes Attraktivitätspotential dar.

Seit den achtziger Jahren ist die Weltkriegsforschung nicht nur im deutschsprachigen Raum spürbar in Bewegung geraten. Neue Zugänge und die Erweiterung des historischen Methodenspektrums haben zu einem Paradig-

menwechsel in der Weltkriegshistoriographie geführt: Weg von den klassischen Themen der großen Militärpolitik und der ‚Operationsgeschichte‘; weg auch von der auf die sozioökonomischen Strukturen konzentrierten Sozialgeschichte der siebziger Jahre; hin zum Kriegserleben, zu den Kriegserfahrungen, zum Kriegsalltag, zur Mentalitäts- und Kulturgeschichte des Krieges. Dieser Perspektivenwechsel rückte nun vermehrt jene Akteure in das Zentrum wissenschaftlicher Forschung, die die traditionelle Militärgeschichte und die strukturell orientierte Sozialgeschichte weitge-

hend ‚vergessen‘ hatten: den einfachen Soldaten und die Zivilbevölkerung an der so genannten „Heimatfront“. Hand in Hand mit dieser methodischen Erneuerung bzw. inhaltlichen Erweiterung der Weltkriegsforschung und der zunehmenden Historisierung des Krieges, die die Kriegsgeschichte langfristig aus den Händen politischer und militärischer Indienstnahme befreien, verloren nationale Ressentiments an Bedeutung. Parallel dazu intensiviert sich die internationale Forschungszusammenarbeit, die den Krieg aus vergleichender Perspektive betrachtete – tendenziell ohne Vorbehalte und ohne Vorurteile.

Die postmoderne Weltkriegsforschung ist vor allem durch eine neue Methodenvielfalt gekennzeichnet. Sie nährt sich aus vielfältigen Neuorientierungen in den diversen historischen Disziplinen, profitiert von dem neu erwachten allgemeinen Interesse an der Geschichte von Krieg und Militär und ist in ihrer Breite kaum mehr überschaubar. Themenvielfalt, Methodenvielfalt, verstärkte Dezentralisierung der Untersuchungsräume und neue Institutionalisierung charakterisieren die insgesamt sehr heterogene neueste Weltkriegsforschung.

Die Tagung „Der Erste Weltkrieg im Alpenraum. Erfahrung - Erinnerung - Wirkung“ möchte den Erscheinungsformen und Folgen des Ersten Weltkrieges im Alpenraum und seinen Nachbargebieten nachspüren. Gerade hier findet sich nämlich die Geschichte des Krieges wie in einem Brennglas wieder. Die Tagung möchte ferner zum einen die Besonderheiten des Gebirgskrieges als raumgeographische Spezifika der militärischen Kriegsführung thematisieren und zum anderen die Auswirkungen des Krieges auf die Zivilgesellschaft abseits der militärischen Fronten, aber auch die Wechselwirkungen und Interaktionen zwischen militärischer Front und „Heimatfront“ herausarbeiten.

Insgesamt sollen Forschungsfragen im Mittelpunkt der Tagung stehen, die sich im Kontext der neuen Breite methodischer und inhaltlicher Zugangsweisen einem modernen Blick auf den Krieg verpflichtet sehen.

Geplante Themenfelder/Leitfragen:

- Gebirgskrieg, Gebirgskrieger und ‚Kriegshelden‘

- Mythos und Realität – soldatische Alltags-, Mentalitäts- und Erfahrungsgeschichte
- ‚Entheimungen‘: Flucht – Vertreibung – Gefangenschaft
- Kriegsflüchtlinge – Zivilinternierte – Kriegsgefangenschaft
- ‚Lebenswelten‘ an der ‚Heimatfront‘
- biografische Fallstudien – Mikrogeschichten – lokale und regionale ‚Kriegslebenswelten‘ abseits der militärischen Fronten
- ‚Geschlechter(un)ordnung‘, Geschlechterbilder und soziales bzw. generatives Rollenverständnis
- Krieg der Frauen, Kinder und Jugendlichen; Krieg als Zäsur traditioneller Rollenbilder
- Propaganda, Deutungsmuster und Sinnwelten
- propagandistische Infiltrationen – Kriegsphotografie – Kriegsberichterstattung – mentale Dispositionen – Illusionierung und Desillusionierung der Kriegsgesellschaft
- Psyche und Körper
- Krieg als mentale bzw. psychische Zäsur – Krieg als physisches bzw. psychisches Erleiden und dessen Verarbeitung – medizin- und körpergeschichtliche Aspekte
- Repräsentation und Symbolisierungen des Krieges
- Totenkult – Gefallenenehrungen – Symbolisierungen des Krieges
- Erinnerungskulturen und Erfahrungsorte des Krieges

Historiographische und gesellschaftliche Erinnerung und Verarbeitung des Krieges im Nachkrieg – Formen bzw. Entwicklungsgeschichte historischer (etwa musealer) Präsentation des Krieges – Erscheinungsformen nationaler bzw. regionaler Erinnerungskulturen – Der Gebirgskrieg im Internet

Die Referate sollen sich in territorialer Hinsicht auf einen großzügig definierten Alpenraum beziehen. Bevorzugt werden methodisch und inhaltlich innovative Beiträge, die in einem Zusammenhang mit den neuesten Trends in der internationalen Weltkriegsforschung stehen. Nach Einlangen der Themenvorschläge werden die endgültigen fünf Panels der Tagung inhaltlich definiert.

Tagungssprachen:

Die Tagung wird in deutscher und italienischer Sprache (Simultanübersetzung) durchgeführt.

Referate sind aber selbstverständlich auch in englischer Sprache möglich.

Tagungsband

Alle Beiträge werden sowohl in deutscher als auch in italienischer Sprache publiziert (2 Tagungsbände).

Abstracts

Aussagekräftige abstracts (1-2 Seiten) mit Kurzbiographie und Kontaktadresse (E-Mail etc.) senden Sie bitte an Hermann Kuprian oder Oswald Überegger

Wissenschaftliche Leitung: Hermann J.W. Kuprian, Universität Innsbruck, Institut für Ge-

schichte, Christoph-Probst-Platz, 6020 Innsbruck, hermann.kuprian@uibk.ac.at, Fax: +43/0512/507-2945

Oswald Überegger, Tiroler Landesarchiv/Universität Innsbruck, Michael Gaismairstraße 1, 6020 Innsbruck, ueberegger.o@dnet.it

Koordination und Tagungssekretariat

Siglinde Clementi (Arbeitsgruppe Regionalgeschichte Bozen/Gruppo di ricerca per la storia regionale), Südtiroler Landesarchiv, Armando-Diaz-Straße 8, 39100 Bozen
geschichteundregion@provinz.bz.it
Fax: +39/0471/411969

Call for Proposals: Workshops zur Geschichte von Militär und Krieg

Der Vorstand des Arbeitskreises Militärgeschichte e.V. hat auf seiner Sitzung vom 29. November 2003 beschlossen, jährlich eine Summe von bis zu 2.000,- € zur Durchführung von Workshops zur Verfügung zu stellen. Mit dieser Summe sollen Mitglieder des Arbeitskreises Militärgeschichte e.V. gefördert werden, die in eigener Regie ein- bis eineinhalbtägige Werkstattgespräche zur Militärgeschichte veranstalten. Diese Workshops sollten überregional angelegt sein und über den Kreis von bereits bestehenden Arbeitsgruppen an Lehrstühlen und Instituten hinausgehen. Der Vorstand gibt keine inhaltlichen oder methodischen Rahmenbedingungen vor und entscheidet über die Vergabe der Fördersumme nur nach der Qualität des vorgelegten Konzeptes, das neben der inhaltlichen Komposition auch einen Finanzierungsplan enthalten muss. Übernommen werden grundsätzlich nur Reise- und Übernachtungskosten. Es ist ferner darauf zu achten, dass sich die Werkstattgespräche terminlich nicht mit den Jahrestagungen der militär- und friedenshistorischen Arbeitskreise überschneiden.

Die Veranstalter werden gebeten, einen längeren Bericht über ihren Workshop für den newsletter des Arbeitskreises Militärgeschichte e.V. und einen kürzeren Bericht für H-Soz-u-Kult und einer der anderen gängigen Mailinglisten zu verfassen. Es wird ferner darum gebeten, im Vorfeld eine entsprechende Ankündigung für den newsletter, die Website und die Informationsliste des Arbeitskreises Militärgeschichte e.V. sowie bei einer der anderen Mailinglisten und den Informationsblättern der anderen militär- und friedenshistorischen Arbeitskreise zu erstellen. Es obliegt der Verantwortung der Veranstalter, die Ankündigung zu publizieren. In den Berichten über den Workshop wie in einer eventuellen Veröffentlichung der Workshopergebnisse ist auf die Förderung durch den Arbeitskreis Militärgeschichte e.V. hinzuweisen.

Anträge können bis zum 30. November 2004 an Dr. Neitzel gerichtet werden.

Anfragen zu den Workshops richten Sie bitte an: HD Dr. Sönke Neitzel, Johannes Gutenberg-Universität Mainz, Historisches Seminar Abt. IV, Jakob-Welder-Weg 18, D-55128 Mainz, E-Mail: sneitzel@uni-mainz.de.

AUSSCHREIBUNG**Werner-Hahlweg-Preis 2006 für Militärgeschichte und Wehrwissenschaften****Aufruf zur Teilnahme**

Professor Dr. Werner Hahlweg, der 1989 verstarb, hat im Rahmen seiner Hinterlassenschaft verfügt, dass zur Förderung von Militärgeschichte und Wehrwissenschaften aus einem Teil seines Erbes alle zwei Jahre ein Preis für herausragende Arbeiten dieser Wissenschaftsgebiete aus dem vorausgegangenen Zeitraum vergeben werden soll.

An Preisgeldern stehen insgesamt 11.500 € zur Verfügung. Preise werden für die besten eingereichten wissenschaftlichen Arbeiten in deutscher Sprache, wie z.B. Diplomarbeiten, Magisterarbeiten, Dissertationen und Habilitationsschriften zuerkannt, die im Jahre 2004/05 abgeschlossen und bis zum 31. März 2005 (Datum des Poststempels) eingereicht werden an:

Bundesamt für Wehrtechnik und
Beschaffung
– Wehrtechnische Studiensammlung –
Ferdinand-Sauerbruch-Straße 1,
56073 Koblenz

Telefon: 02 61/4 00-14 22 oder 14 23
Telefax: 02 61/4 00-14 24
E-Mail: WTS@bundeswehr.org

Die Arbeiten müssen 3-fach eingereicht werden. Ein Exemplar wird in das Werner-Hahlweg-Archiv aufgenommen und kann für Studienzwecke zugänglich gemacht werden; die beiden anderen Exemplare werden nach

Festlegung der Preisträger für 2006 zurückgesandt. Die Urheberrechte verbleiben beim Verfasser.

Angaben zur Person (inkl. Telefon sowie Fax bzw. E-Mail – falls vorhanden) und zum wissenschaftlichen Werdegang des Verfassers müssen der Arbeit beiliegen. Für Arbeiten, die keinen Preis erhalten, jedoch förderungswürdig sind, können Druckkostenzuschüsse gewährt werden, sofern sie für eine Veröffentlichung in den Buchreihen „Militärgeschichte und Wehrwissenschaften“ oder „Wehrtechnik und Wissenschaftliche Waffenkunde“ zur Verfügung stehen. Die prämierten Arbeiten sollten nach Möglichkeit für die Aufnahme in den genannten Buchreihen bereit stehen.

Die Preisverleihung wird im Jahr 2006 durch den Präsidenten des Bundesamtes für Wehrtechnik und Beschaffung vorgenommen. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Professor Dr. Hahlweg (1912–1989) war Inhaber des Lehrstuhls für Militärgeschichte und Wehrwissenschaften an der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster/W., dem seinerzeit einzigen Lehrstuhl dieser Art in Deutschland. Werner Hahlweg hat bedeutende, international anerkannte Lehr- und Forschungsarbeit geleistet. Besondere Anerkennung wurde ihm als Nestor der Clausewitz-Forschung zuteil.



 **WC-Sitz „Stacheldraht“** je **29.95**

schwere und stabile Ausführung, passend für alle gängigen WCs

Notizen